



Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

Berausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 5.

Mai 1901.

IV. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Lebensbilder deutscher Missionäre. P. August Schynse	129	Bachita. — Schwierigkeiten bei Bekehrung von Muslimännern	150
Aus unserer Mission: Der religiöse Glaube der heidnischen Schwarzen im Sudan (Schluss). — Entwicklung des Sudan	134	Vermischte Nachrichten: Die katholische Kirche in den britischen Reiche. Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten. Statistisches aus den Missionsgesellschaften. Ein deutscher Missionär in Palästina. Die deutschen Pilgerzüge nach dem hl. Lande. Wie viel Mohammedaner gibt es? Die liebe Negerjugend. Die Banane	157
Ein Neger für die Sache der Neger	138		
Die Zwergvölker Afrikas (Schluss).	141		
Legende des Morgenlandes. Die hl. Monica	146		
Rundschau in den Missionen	148		
Aus dem Missionsleben: Die Verfahrten einer Negerfamilie. — Hat sich Taufe und Tod geholt — Der Missionär als Brautwerber. — Ihre Mutter! — Bekehrung einer Muslimännin. — Die Negerin		Abbildungen: P. August Schynse (mit Autograph). Ein christliches Negermädchen. — Eine Hottentottenhütte. — Die hl. Monica. — Afrikanische Nomaden. — Ein Häuptlingsgrab.	

Um Gotteslohn!

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

ascetischen und theologischen Inhaltes.

Missionshaus Mühlwand bei Brixen.

Für Ansichtskartensammler!

Jeder, wer uns neue sichere Abonnenten zuführt, erhält über Verlangen ebensoviele schöne Ansichtskarten von Brixen, Mühlwand, Aegypten und Sudan, dortselbst aufgegeben und abgestempelt.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K, der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K, der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer mitzugeben zu wollen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 29. März bis 24. April 1901.)

Für das Missionshaus:

N. N. Mühlwand	4.— K.
B. Klajeller, Pf. Mühlwand	16.— K.
Elisabeth Kuer, Haag	17.20 K.
H. Hager, Koop., Feuerbach	2.80 K.
Von Mehreren	100.— K.
„	300.— K.
Exzellenz Fürstbischof Simon Michner von Brixen eine Obligation	1975 20 K.
Von Mehreren	200.— K.
„	200.— K.
„	400.— K.
F. Falkner, Dechant, Weyer	3.— K.
H. Weißsteiner, Wien	1.— K.
F. Salzmann, Pfarrer, Mäder	22.60 K.
M. Heindl, Langenlois	1.— K.
Dr. M. Kapferer, Advocat, Innsbruck	50.— K.
A. Oberkofler, Can., Bozen	1.— K.
F. Seibert, Wilsack	10.— K.
Von Mehreren	142.80 K.
„	198.— K.
F. Schießler, Koop., Haag	9.— K.
A. Kleinlercher, Vienz	1.— K.
A. Mühl, Winklern	10.— K.
Von Mehreren	400.— K.
„	400.— K.
Luise Krill, Wien	4.— K.
Von Mehreren	100.— K.

Th. Brumer, Vienz	1.— K.
Dr. Becker, Mainz, für 2 Heidentinder Johannes (Moißius) u. Elisabeth (Joesefine Katharina)	40 Mark = 47.04 K.
Baronin Karpf, Innsbruck	10.— K.
Se. k. k. Hoheit Prinz und Prinzessin von Sachsen-Coburg, Innsbruck	20.— K.
Tiroler Glasmalerei, Innsbruck	10.— K.
A. W., Oppeln	11.75 K.
Von Mehreren	300.— K.
F. Ramler, Hasing	1.— K.
R. Sir, Koop., Wien	83.20 K.
Josef Schwaighofer, Beneficiat, Brumek	6.— K.
Angelus Widelott, Pfarrer, Dietenheim	14.— K.
Parramt St. Lorenzen	20.— K.

Für heilige Messen:

M. Ragginer	1.— K.
F. Falkmerayer, Brixen	4.20 K.
A. R. G. für 4 hl. Messen	5.87 K.
A. Staut, Uhrweiler	5.87 K.
C. Fröhlich, Uhrweiler	4.70 K.
6 hl. Messen	7.— K.
Chr. Weiler, Uhrweiler	12.53 K.
A. Seibert, Wilsack	10.59 K.
H. Schröder, Steele	7.05 K.
A. Mühl, Winklern	7.— K.
Gräfin Hompesch	8.— K.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Bergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.



Deutscher Glaubensbote.

Nr. 5.

Mai 1901.

IV. Jahrg.

Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. August Schynse.

P. August Wilhelm Schynse erblickte das Licht der Welt am 21. Juni 1857 zu Wallhausen bei Kreuznach (Reg.-Bez. Coblenz) als der älteste Sohn des Dalberg'schen Domänenverwalters gleichen Namens; in der Taufe erhielt er zu seinem Namenspatron den hl. Augustinus, jenen großen Kirchenlehrer und Schutzheiligen von Afrika, für dessen Schutzbefohlenen er einst so große Dienste leisten, ja in diesen Diensten sogar sein Leben lassen sollte.

Der Vater des kleinen August war ein Katholik von echtem Schrot und Korn, ein allseitig gebildeter Mann, der sich durch sein anspruchsloses, uneigennütziges Wesen die Herzen aller gewann, mit denen er in Berührung kam. Besonders waren es die Armen und Bedrängten, denen er mit Rath und That beistand, die ihn auch wie ihren Vater liebten und ihm jetzt noch in ihren Kindern ein dankbares Andenken bewahren.

Die Mutter des P. Schynse war eine fromme, einfache Frau und rastlos thätig; mochte eine Arbeit noch so schwer und anstrengend sein, die Mutter Schynse verlor darüber den Kopf nicht. Sie war auch eine vorzügliche Erzieherin ihrer Kinder, die es verstand, neben einer zarten Liebe, wie es nothwendig war, auch eine unerbittliche Strenge walten zu lassen.

Unter den wachsamem Augen seiner braven Eltern,

in einer liebevollen Umgebung, wuchs der kleine August heran, und in seinem Herzen wuchs die Liebe zu Gott, welche in jener Frömmigkeit aufblühte, die sich in seinem spätern Leben so glänzend bewährte. Mit Andacht und Aufmerksamkeit nahm der Knabe theil an dem gemeinsamen Morgen- und Abendgebete, welches der Vater immer selbst vorbetete, und wo er immer sein mochte, wenn die Aueglocke ertönte, eilte er nach Hause, um mit den Uebrigen den Engel des Herrn zu beten.

Neben der Frömmigkeit zeichnete Schynse schon als Knabe jene Herzengüte und schlichte Einfachheit aus, durch die er als Missionär die Schwarzen gewann und an sich fesselte. Einen Bedürftigen sehen und ihm nicht helfen können, brachte mehr als einmal Thränen in seine Augen. Die Reste des Mittagstisches wanderten oft durch die Hände des kleinen August in die Hände der Armen und seine Eltern freuten sich dessen und munterten ihn dazu auf. Nebenbei äußerte aber Schynse schon als Knabe jene Willenskraft, die ihn später allen Hindernissen trotzen machte. Eines Tages fand er ein Taschenmesser und als er damit spielte, riß er sich das erste Glied des kleinen Fingers weg. Thränenlos Auges, ohne Klage, suchte er den Vater auf, und als der Vater erschreckt, bat ihn der Kleine, gleichsam um ihn zu beruhigen, das herabhängende Glied

wieder „anzuleimen.“ Das gerade, biedere und offene Wesen, das in seinem ganzen Leben hervortritt, kennzeichnete ihn schon in seiner ersten Jugend. Offen gestand er den Fehler, den er begangen hatte; es kam ihm dabei nicht in den Sinn, sich lange zu vertheidigen, und er mußte, wie er später wiederholt erzählte, dadurch oft für andere büßen.

Da August einen sehr regsamen Geist besaß, der niemals rasten wollte, entschloß sich der Vater den Unterricht des kaum fünfjährigen Knaben nicht länger hinauszuschieben; er selbst erteilte ihm den ersten Unterricht. Noch nicht sechs Jahre alt, mußte August alle Abende, wie es in der Familie Schynse seit jeher im Brauche war, das Leben des Tagesheiligen abwechselnd mit seinen älteren Schwestern vorlesen. Er that es gerne, am liebsten aber, wenn es das Leben eines hl. Blutzeugen zu lesen gab. Da erglühten die Wangen des Kleinen in Begeisterung, wenn er vernahm, daß der Martyrertod schnurstracks in den Himmel führe. Selbstverständlich wollte er auch von der Partie sein; er hörte, daß in China gerade eine Christenverfolgung ausgebrochen sei, und daß daselbst der Martertod leicht ankäme. Rasch entschlossen schob der Kleine seine Sparsbüchse in die Tasche und machte sich auf den Weg nach — China. Dort wollte er auch für den Glauben sterben, um als Martyrer sogleich in die Freuden des Himmels einzugehen. Indessen kam er nicht weit. Kaum trat er aus dem Dorfe, ertönte die Wegglocke und erinnerte ihn an die streng eingeschärfte Pflicht, täglich beim abendlichen Aveläuten zuhause zu sein. Verspätet kam er athemlos an. Die darauf folgende Auseinandersetzung mit dem Vater brachte seine Sehnsucht nach dem Martertode in die richtigen Schranken.

Als August das siebente Jahr erreicht hatte, begann mit ihm der Unterricht im Latein, und nebenbei mußte er die Elementarschule besuchen. Der Knabe legte eine große Begabung an den Tag, und darum nahm der Kaplan von Wallhausen dem ohnehin mit Geschäften überhäuften Vater den Lateinunterricht ab. Auch Mesßdiener wurde der kleine August und trotz aller Schwierigkeiten, die ihm die für größere Knaben gemachte Ministrantentleidung bereitete, trotz Winterkälte konnten ihn keine Bitten dazu bewegen, einem andern seine Stelle abzutreten. Weichlichkeit kannte überhaupt Schynse damals schon keine; er schlief stets ohne Kopfkissen und noch lieber auf einer Kiste, einen Holzblock als Kopfkissen; noch als Universitätsstudent pflegte er während der Ferien auf diesem mit einem Rehfell gedeckten Lager seine Mittagspause zu halten.

Mit neun Jahren kam Schynse auf das Gymna-

sium in dem nahen Kreuznach, wo ihn der Vater sozusagen im Auge behalten konnte und von wo aus der Kleine die Sonn- und Feiertage im Vaterhause verbringen konnte. Doch verweilte er nicht lange in Kreuznach. Nach Ablauf des ersten Semesters wurde sein Religionslehrer für das Gymnasium in Trier bestimmt, obendrein wirkte an dem Studentenconvicte daselbst ein ehemaliger Kaplan von Wallhausen; diese Umstände halfen mit, daß August im Herbst 1868 in das Trierer Convict eintrat, um als Zögling deselben das Gymnasium in der Stadt zu besuchen.

Der Wechsel der Anstalt und die neuen Verhältnisse in Trier waren daran schuld, daß die Fortschritte Schynses in der ersten Zeit zu wünschen übrig ließen, so daß seinem Vater darüber Klagen zu Ohren kamen; in väterlich ernstem und strengem Schreiben wurde der Sohn an seine Pflicht gemahnt und wirklich charakteristisch ist die Antwort, die dieser darauf gab: „Lieber Papa! Deinen Brief habe ich erhalten. Ich werde im Herbst ein solches Zeugnis mitbringen, daß Du zufrieden sein wirst mit Deinem Sohne August.“

Er hielt Wort; im zweiten Semester war er einer der ersten Schüler und brachte von da an regelmäßig gute Zeugnisse nach Hause. Dank der weisen und sorgfältigen Leitung des Convictes entwickelte sich auch der Charakter Schynses aufs herrlichste. Kindliche Frömmigkeit, treue, pünktliche Beobachtung der Hausordnung, ernstes Studium, herzliche Munterkeit im Verkehr mit seinen Mitschülern machten ihn zum Muster eines Zöglings. Im Jahre 1867 empfing Schynse die erste hl. Communion in Trier. In dem Briefe, den er darauf seinen Eltern schrieb, theilte er ihnen mit, er habe sich für später zum Studium der Theologie entschieden. Was er jedoch nicht schrieb, aber später wiederholt äußerte, war, daß er bei der ersten hl. Communion schon den Entschluß gefaßt habe, sein Leben den Missionen zu widmen. Häufig sah man ihn in den Ferien ernst und in sich gefehrt einherschreiten, da dachte er über seine Pläne nach; — und ganz warm konnte er werden, wenn er mit seinem jüngern Bruder im Garten auf einem Baumstocke saß und ihm seine Zukunftspläne vortrug.

Während seiner Ferien hielt sich der Student in den Werkstätten der Arbeiter auf und sah ihnen manchen Handgriff ab, um, wie er sagte, für später zu lernen. Auf dem Amboß und der Hobelbank gewann er so eine gewisse Fertigkeit; seine kleinen Flickereien besorgte er stets selbst und auch beim Acker- und Weinbau griff er fleißig mit an.

Kaum 16 Jahre alt, lernte Schynse den Ernst des Lebens von dessen dunkelster Seite kennen; im

Juli des Jahres 1873 hatte ihm nämlich der Tod seinen theueren Vater entziffen. Dunkel und trübe lag vor Schynse die Zukunft; was sollte aus ihm, was aus seinem jüngeren Bruder werden, der gleichfalls studierte? Werden sie doch weiter studieren können? — Der Jüngling übergab sich ganz der göttlichen Vorsehung, die zwar der Familie den Vater nicht mehr zurückgab, aber dafür alles so lenkte, daß die beiden Söhne ungeführt ihre Studien fortsetzen konnten.

Schynse wurde sich nun vollkommen seiner Pflicht als ältester Sohn bewußt. Stets bemüht, Muth und Fassung seiner schwerkgeprüften Mutter zu heben, stand er ihr bei jeder Schwierigkeit treu und liebevoll zur Seite.

Er verzichtete in den Ferien großmüthig auf jede Zerstreung mit Ausnahme einer Wallfahrt nach Marienthal bei Müdesheim. Die ganze übrige Zeit verbrachte er an der Seite seiner Mutter. Er leitete die Feld- und Weinbergarbeiten, und wo es die Noth heischte, griff er selbst an, wie ein gewöhnlicher Tagelöhner. Selbst während seiner Universitätsjahre zu Bonn war er stets zur Weinlese zuhause, und erst wenn der Most im Fasse war, eilte er nach der Mufenstadt zurück.

Am 24. Juni 1876 verließ Schynse nach vorzüglich bestandener Schlußprüfung das Gymnasium zu Trier, welches er 8 Jahre besucht hatte. Damals schon wollte er in eine Missionsanstalt eintreten, um sich unmittelbar auf den Beruf eines Heidenmissionärs vorzubereiten. Im Collegium Germanicum aber, wohin er sich mit diesbezüglicher Bitte wandte, konnte er nicht aufgenommen werden; nach Fort Wayne in Amerika, wohin ihn über Verwendung eines deutschen

Priesters der dortige Bischof einlud, damit er sich dafelbst für die Uebernahme eines Missionspostens in Indiana vorbereite, hatte wieder Schynse keine Lust und so stellte er sich dem bischöflichen Ordinariate von Trier zur Verfügung, und dieses rieth ihm zur theologischen Ausbildung die Universität Bonn an.

So bezog Schynse im Herbst 1876, neunzehn Jahre alt, die rheinische Hochschule. Hier traf er

eine große Anzahl alter Bekannten und Freunde aus der Trierer Gegend, die mit ihm das gleiche Lebensziel verfolgten.

Er trat auch dem Vereine der Trierer Freunde, der „Mosella“, als Mitglied bei und erhielt da den Namen „Giselher“; redlich trug er das Seinige bei, das Ansehen der „Mosella“ zu heben und ihr Banner: „Tugend, Freundschaft, Frohsinn!“

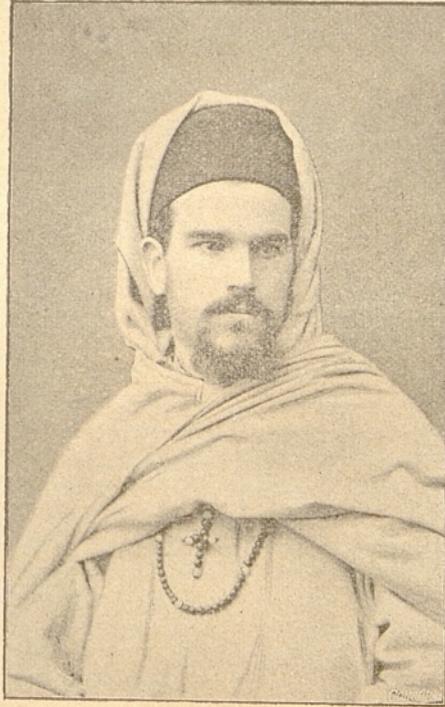
hochzuhalten, und groß war sein Schmerz, als im Jahre 1879 die Mosella als akademischer Verein von Amtswegen aufgelöst wurde.

Ueber dem Vereinsleben vergaß aber Schynse seine Berufspflichten durchaus nicht.

In seinem Abmelszeugnis findet sich bei fast allen seinen Collegien die Note „fleißig“ und mit „vorzüglichem Fleiß und Eifer bis zum Schluß.“ Als Schynse sein akademisches Studium im Herbst 1879 beendigt hatte, trat er auf Anrathen des

Redemptoristenpaters Arendt zu Echternach, der sein geistlicher Führer war, ins Priesterseminar zu Speier ein; das Seminar seiner Heimatdiöcese war nämlich infolge des Culturkampfes noch geschlossen.

Nach mehrtägigen Exercitien beim Eintritt ins Seminar hatte Schynse Tonsur und niedere Weihen erhalten; am 13. Mai 1880 wurde er zum Subdiacon geweiht, und mit dieser Weihe war für ihn



P. August Schynse

(Aus „P. Schynses Missionsreisen“.)

Verlag von F. X. Le Roux & Co. in Straßburg.

die Brücke zum weltlichen Stande abgebrochen. Er freute sich dessen und voll Jubel schrieb er darüber an seine Schwester; in diesem Briefe offenbarte er auch zum erstenmale auf bestimmte Weise den Drang, der sich seiner bemächtigt hatte, in Afrika den Heiden als Missionär das Evangelium predigen zu wollen. „Es wird allmählich Zeit,“ schreibt er, daß ich über diesen Jugendtraum etwas ernstlicher nachdenke; ob ich ihn verwirkliche, steht bei Gott. Ich darf über diesen Beruf nicht hinweggehen, der meine Jugend beseligte, der mich auf der Universität vor manchen Gefahren schützte, und der mir jetzt mehr bei Schritt und Tritt vor Augen steht. Ich will eine anstrengende, aufreibende Arbeit, und die ist mir dann sicher.“ Zur Beruhigung der Seinen fügt er scherzend bei: „Uebrigens haben mich die Krokodile noch lange nicht, und das erste, welches mir begegnet, wird sich wundern über die Correspondenz, die ich mit ihm anknüpfe; es wird wohl keinen Missionär mehr fressen. Seine Haut werde ich dem naturwissenschaftlichen Cabinete Jakobs (seines Bruders) widmen, und aus einem seiner hohlen Zähne sollst Du eine Nähnadelbüchse bekommen. Wie Du siehst, bin ich mit meinen Plänen schon ganz im Reinen. Ich werde nächstens aus Stanley's „Quer durch den dunkeln Continent“ die Beschaffenheit von Land und Leuten an den großen Seen Afrikas, dem Victoria Nyanza, Tanganyka u. s. w. studieren und dann ein Promemoria ausarbeiten, wie man am besten Afrika von einem dieser Seen aus christianisieren kann. Natürlich muß ich aber zu diesem Zwecke mich auch in etwa selbst an Ort und Stelle umgeschaut haben. Also Summa Summarum: fort muß er, sonst wird man noch lange auf diese epochemachende Schrift warten können.“

Trotz seiner vielen Berufsarbeiten wußte sich Schynse doch die nöthigen Augenblicke zu erübrigen, um in der Afrika-Literatur sich bekannt zu machen. „Oft genug,“ schreibt er später, „bin ich im Winter bei 12° Kälte um 1/4 Uhr aufgestanden, um dazu eine Stunde zu profitieren.“ Wenn er dann seinen Collegen aus den „katholischen Missionen“ erzählte und fortwährend von Afrika sprach, hielten seine besten Freunde dies nur für einen Scherz; später belehrte sie Schynse durch die That eines Besseren.

Am 22. August 1880 empfing Schynse im Dome zu Speier die hl. Priesterweihe und am 28. August, dem Gedächtnistage seines großen Namenspatrons, trat er in seiner Heimatpfarre zum erstenmale an den Altar. — Daß Schynse nicht gleich nach der Priesterweihe seine ersehnte Laufbahn als Missionär antrat, hatte seinen guten Grund. Er wollte sich nochmals ernstlich prüfen, ehe er das große Opfer

der Trennung selbst brachte und den Seinen auf-erlegte. Sodann wollte er seiner Diocese, gegen die er ja auch Verpflichtungen hatte, und die bei den vielen verwaisten Pfarreien sehr an Priesterangel litt, nützlich sein. So sehen wir ihn in seiner Heimatpfarre dem greisen Pfarrer in der Seelsorge ausshelfen, besonders aber in der benachbarten, infolge des Kulturkampfes verwaisten Pfarre Spabrücken. Es war dies für ihn eine arbeitschwere Zeit. Im tiefsten Schnee, in Sturm und Regen legte er den einständigen Weg bei Tag und bei Nacht bereitwilligst zurück, wenn es galt, den Sterbenden beizustehen oder den Kindern den Unterricht zu erteilen. Allmählich übernahm er alle nothwendigen Dienstleistungen in der Pfarre, soweit dies ohne besonderes Aufsehen geschehen konnte; und da Spabrücken ein vielbesuchter Wallfahrtsort ist, mußte Schynse oft ganze Tage im Beichtstuhle zubringen, um den fremden Wallfahrern den Empfang der hl. Sacramente an diesem Gnadenorte zu ermöglichen.

Eine so rege priesterliche Thätigkeit brachte Schynse wegen Ausübung „unbefugter Amtshandlungen“ — dank den Maigesetzen — auf die Anklagebank; im April 1881 wurde er vom Amtsgericht in Stromberg zur Verantwortung gezogen. Vom Amtsrichter befragt, was er auf seine Verurtheilung zu erwidern habe, gab er die für ihn bezeichnende Antwort: „Dem todten Buchstaben des Gesetzes nach erscheine ich schuldig, nicht so dem Geiste desselben und dem Willen des Gesetzgebers nach. Ich konnte nicht anders handeln, und unter gegenwärtigen Verhältnissen konnte der Richter nicht anders sprechen. Ich nehme die Strafe an, obgleich ich mich vor Gott unschuldig erkenne und mich auf das Wort der Apostel vor dem hohen Rathe stütze: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Ich appelliere jedoch an das Urtheil der Nachwelt, das günstiger lauten wird.“ Mit seinem gewohnten Humor nahm der junge Priester die Bestrafung hin; war es doch eine Ehre für den katholischen Priester, wegen gewissenhafter Erfüllung seiner Pflichten ins Gefängnis wandern zu müssen.

Nun war aber seine Thätigkeit in der Heimatdiocese abgeschnitten; da aber sein Entschluß für das Missionsleben noch nicht zur vollen Reife gelangt war, nahm er vorläufig die Stelle eines Hausgeistlichen bei Baron Geyr zu Caen bei Geldern an. In der Stille des einsam gelegenen Gutes erstarkte die Neigung zum Missionsleben immer mehr, zumal die Lebensstellung, in der er sich befand, seinen Fähigkeiten und seinem Herzensdrange nicht entsprach. Er sprach wenig über seine Absichten, wie er überhaupt mehr in sich gekehrt war — ein edler Kern

in rauher Schale —; in seinem Innern kämpfte er alles allein mit Gott durch.

Defters besuchte Schynse von Caen aus das Missionshaus Steyl, wo er freundliches Entgegenkommen fand; doch konnte er sich zu einer Missionsthätigkeit in China, in Südschantung, das damals das einzige Steyler Missionsgebiet war, nicht entschließen. Scherzend bemerkte er: „Nichts als Reis, kann ich keine vier Wochen aushalten; im Seminar gab es einmal die Woche, und das war mir noch zu viel.“ Seine Erholung waren die einsamen Spaziergänge auf dem herrschaftlichem Gute; manche Zerstreuung brachte ihm auch ein Kabe, den er sich gezähmt hatte.

Seine Abende in Caen verbrachte Schynse mit Studium; er las alle Berichte der katholischen Missionen und besonders die neueren Werke über Afrika. Dafs er in Afrika thätig sein wolle, das war ihm schon klar; nur betreffs der Missionsgesellschaft, der er beitreten sollte, schwankte er noch; bald beschäftigte er sich mit der Gesellschaft Jesu, bald mit den Vätern vom hl. Geiste und erwog ihre Missionsgebiete, ihre Thätigkeit und ihre Satzungen. Wie um sich im Ertragen des tropischen Klimas zu prüfen, legte er häufig in der größten Mittagshize den Weg nach dem 3—4 Stunden entfernten Straelen zurück, besuchte kurz die dortige Kirche und trat dann wieder den Rückweg an. Auch im Schießen und Rudern übte er sich fleißig, was ihm, wie er zu sagen pflegte, in der Zukunft sehr nützen könnte; — er hat sich nicht geirrt.

Im August des Jahres 1882 machte er bei den Jesuiten in Graeten geistliche Uebungen; während derselben entschlofs er sich, in die vom Cardinal Lavigerie gegründete Genossenschaft der „Weifen Väter“ einzutreten und reichte sein Aufnahmsgesuch ein. In einem Schreiben vom 28. August — wiederum dem Tage des hl. Augustinus, seines Namensheiligen und des Patrons von Afrika — sicherte ihm der Cardinal eigenhändig die Aufnahme zu und forderte ihn gleichzeitig auf, am 17. September

bereits in Algier einzutreffen. „Obwohl“, schrieb der Cardinal, „jede Aufnahme erst nach Abstimmung des Rathes — des Obern und seiner Assistenten — erfolgen soll, will ich doch bei Ihnen eine Ausnahme machen, indem ich von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch mache und sie direct, ohne Abstimmung des Rathes, aufnehme.“ Des Weiteren schrieb der Cardinal in ermutigenden Worten von dem neuen Vaterlande, das er in Afrika finden werde, von dem Obern, der ihm ein liebender Vater, von seinen zukünftigen Genossen, die ihm hingebende Brüder sein werden. Leider aber konnte Schynse zur bestimmten Frist nicht abreisen; seine Familie und er selbst waren auf eine so plötzliche Abreise nicht vorbereitet. Nachdem er noch einmal das Gnadenbild zu Revelaer besucht hatte, um seine Zukunft und die der Seinen unter den besonderen Schutz Mariä zu stellen, verließ er das Haus Caen und eilte zu seiner Mutter, welche nun der ganzen Schwere des Opfers sich bewußt geworden war und unter dem Drucke fast zu erliegen schien. Als der junge P. iester den Schmerz seiner Mutter sah, da konnte er sein eigenes Leid nicht länger zurückhalten, er brach in Thränen aus und bat die Mutter, Gott das Opfer ihres ältesten Sohnes zu bringen, da ihr Gott fünf Kinder geschenkt habe, die ihr zur Freude und zum Troste reichen. Nachdem Schynse noch durch einen notariellen Act auf jedes ihm zufallende Erbtheil Verzicht geleistet, trat er am 17. September die Reise nach Afrika an. Es waren bittere Stunden die Stunden des Abschiedes. Sein edles Herz blutete ob dieses Abschiedes mehr, als selbst die ihm Nahestehenden ahnten; woran er mit ganzem Herzen hieng, Mutterherz, Vaterhaus, Vaterland brachte er Gott und seiner Kirche zum Opfer. „Vergifs dein Volk und das Haus deines Vaters“, und „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“, hatte er sich wohl nicht ohne Grund auf die ersten freien Blätter seines Breviers geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)



Aus unserer Mission.

Der religiöse Glaube der heidnischen Schwarzen im Sudan.

Von P. Xaver Geyer, F. S. C.

(Schluß.)

Ähnlich sind die Künste der Bunuc bei den Bari, sie bedienen sich außer dem Krug auch noch der Wurzeln und Zweige der Bäume, des Felles der Affen, Leoparden und Panther oder der Schwanzhaare dieser Thiere, um die betreffenden Heilungen zu bewirken. Ihre gewöhnlichen Werkzeuge dabei sind gewisse kleine Holzfigürchen, welche die Gestalt einer Rippe haben. Jemand, der diese kleinen Dinge in Chartum gesehen hätte, wo die Kaufleute sie als Merkwürdigkeiten aus dem Innern verwerten, könnte fälschlich glauben, sie seien die Fetische der Bari, thatsächlich aber haben die Heiden vom Weißen Flusse keine Fetische, wie wir später sehen werden. Wenn ein Bari an Fieber oder Rheumatismus oder an sonst etwas leidet, begibt er sich zum Bunit. Dort läßt er sich gegen Zahlung ein solches Holzrippchen leihen, er trägt es fortwährend in der Hand und legt es niemals fort, er iszt und schläft mit dem Rippschen in der Hand und erwartet seine Heilung, die denn auch oft nach einigen Tagen eintritt, nämlich, sobald das Wetter sich ändert. Dann gibt der Beglückte das Holzrippchen zusammen mit einem guten Trinkgeld dem Bunit zurück. Manchmal jedoch verschlimmert sich das Uebel auch, und der arme Kranke stirbt daran, obschon er das Holzrippchen in der Hand hält; in diesem Falle sagt man, daß der Teufel zu stark war, um ausgetrieben zu werden.

Anderer unter diesen Zauberern behaupten, Macht über die Wolken zu besitzen und Regen verschaffen zu können. Ihre Art, die Wolken zu beschwören, ist wahrhaft belustigend. In Zeiten großer Dürre bringt das verzweifelte Volk Ochsen, Schafe und Ziegen zum Bunit und bietet sie ihm an, damit er Regen besorge. Dieser nun beginnt mit seinen Beschwörungen. Kommt der Regen, so hat ihn der Bunit herbeigeholt und man schenkt ihm zum Danke ein gutes Stück Rindvieh. Wenn aber der Regen nicht fallen will, dann findet der Heuchler tausend besondere Entschuldigungen und Ausflüchte, er gibt die Schuld verschiedenen Umständen, nicht selten der Ungläubigkeit und Verderbtheit des Volkes selbst, das ihn dann durch Gaben von anderen Ochsen und Schafen zu beschwichtigen sucht. Der Cogiur Cacum aus Delen, sehr bekannt in unserer Mission — er fand ein so

furchtbares Ende unter der Mahdi-Herrschaft — besaß eine große Geschicklichkeit in solchen Reden an seine Nubier. Mit ähnlichen Künsten gelingt es den schlauen Kerlen meistens, die Leute hinzuhalten in Erwartung, bis daß wirklich Regen fällt. Diese Regenmacher sind übrigens sehr erfahren im Erathen der Witterung durch Beobachtung der klimatischen und astronomischen Erscheinungen. Aber manchmal laufen sie auch ernstlich Gefahr. Wenn nach langem Beschwören und Erwarten der versprochene Regen nicht kommt und die Feldfrüchte durch die Dürre zu verderben beginnen, dann verliert das Volk sein Vertrauen auf die Kunst des Weisen und — die Geduld, es erhebt sich in Masse gegen den Betrüger, raubt ihm sein Vieh und verzehrt es gemeinsam. Und wenn es ihm nicht gelingt, sich durch die Flucht zu retten, wird er selbst ein Opfer der Volkswuth. Die Wüthenden schlitzen ihm den Bauch mit Lanzen auf, um daraus, wie sie meinen, den zurückgehaltenen Regen hervorzuholen. Fast jedes Jahr kommt so ein Bunit bei den Bari auf diese schreckliche Weise ums Leben. Unsere Mission in Gondokoro hatte bei ähnlichen Vorkommnissen seinerzeit viel zu leiden. Wenn die Bunuc in Verlegenheit sind und keinen Regen schaffen können, geben sie der Mission die Schuld und sagen, daß die Gegenwart der weißen Männer, oder die großen Feuer und die Rauchwolken, die aus ihren Backsteinessen kommen, oder ihre bergeshohen Mauern und Häuser die Wolken fernhalten und den Regen verhindern. Ein Bunit endlich beschuldigte sogar das im Hof der Mission errichtete Kreuz. Mehrmals war die Mission und selbst das Leben der Missionäre in Gefahr, bis der hochwürdigste Herr Knobloch eines Tages, da die Eingebornen die Mission anzugreifen drohten, ihnen versprach, den Gott der Christen für sie um Regen zu bitten. Er betete und ließ beten, und nach zwei Tagen fiel ein reichlicher Regen, und von da an verschwand die Furcht der Bari.

Der Einfluß dieser Hexenmeister, Betrüger, Zauberer u. s. f. ist bedeutend; sie wissen sich solch Ansehen zu geben, daß sie selbst über die Häuptlinge des Landes und des Stammes herrschen. In einigen Ländern ist der Herrscher des Landes zugleich das

Haupt der oben genannten Zauberer, und dann hält er das Land in unumschränkter Gewalt. Wenn ein Unterthan ihm nicht gehorcht oder die verlangten Gaben verweigert, verflucht er sein Vieh, Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner, oder er droht, durch Dürre das Korn seines Feldes zu vernichten. Die Furcht vor solchen Strafen führt die Widerspenstigen zum Gehorsam zurück.

Bei den Bongo und Niam-Niam gibt es viele Zauberinnen, die auch mit den Teufeln in Verbindung zu stehen vorgeben. Die Zauberer und Zauberinnen machen sich gegenseitig das Feld streitig. Eine Zauberin rächt sich an ihrem Gegner, indem sie ihn verhext, und der Unglückliche eilt zu einem Zauberer, um von der Hexerei los zu werden. Unter den männlichen und weiblichen Zauberkünstlern selbst gibt es mächtigere und schwächere. Das abergläubische Volk bedient sich eines stärkeren, um von dem Uebel befreit zu werden, das ein schwächerer Zauberer ihm angethan hat. Das arme Volk wird so in jeder Weise geängstigt und gequält; kaum hat einer sich von einem Teufel befreit, so wird ihm schon ein anderer auf den Hals geschickt, und so vertreibt ein Teufel den andern, bis der letzte, der des Todes, kommt — denn auch der Tod wird, wie oben bemerkt wurde, den Teufeln zugeschrieben — und ach, dieser letzte führt den armen Heiden ganz mit sich hinweg. Besonders bei den Frauen drehen sich die gewöhnlichen Unterhaltungen und Gespräche bloß um die Verhexungen, die Macht der Teufel und um die verschiedenen Hexen und Hexenmeister. Hier befindet sich der Teufel wahrhaftig in unumschränkter Herrschaft, er thut ganz, wie es ihm beliebt, er spielt mit allen und gewinnt mehr als alle. Unsere armen Neger! — Hier erwartet uns ein großes Schlachtfeld, wo lang andauernde Kämpfe ausgefochten werden müssen! Mit ganzer Seele verlangen wir nach dem Augenblicke, uns inmitten dieser unserer armen Völker zu begeben, die Teufel auszutreiben und ihnen sovieler Seelen als möglich zu entreißen. Indessen, bis das der nicht mehr ferne Tag erscheint, wollen wir unsere eifrigen Bitten an den Welterlöser richten, wie es schon der großmüthige edle Xaverius für seine That, daß er sich des für unsere armen elenden Neger dargebrachten Lösegeldes erinnere und nicht mehr lange gestatte, Raub zu üben an den auch von ihm erlösten Seelen, sondern daß er ihn verjage und ansetze für ewig an seinem eigentlichen Platze, nämlich im höllischen Pfuße.

Hier wollen wir auch der allgemeinen besonderen Aufmerksamkeit Erwähnung thun, welche die Schlange genießt. Im ganzen tropischen Afrika gibt es eigene Schlangenarten, unter denen die Familie der Python

hervortritt mit vielen örtlichen Abarten. Wir wissen, daß die Schlange bereits ihren Platz hatte in dem Gottesdienst der alten Egypter. Die Giftschlange Ureo, welche heute bei den Arabern Naja haje heißt, war das Sinnbild der rächenden Macht der Pharaonen. Die Schlange Python Sebek war das Kind der Göttin Sebek. Horus, Sohn Isis' und Osiris', sieht man oft dargestellt, wie er eine Schlange, die ein menschliches Haupt hat, durchbohrt. Den gerechten Seelen, welche nach dem Hause des Ra, Gottes der Sonne, wandern, stellen sich die bösen Geister unter verschiedenen Gestalten in den Weg. Unter andern nehmen sie die Gestalt der Schlange an. Der Antheil, den die Schlange am Götterdienst der alten Egypter hatte, tritt uns genau vor Augen in den malerischen Darstellungen der königlichen Gräber zu Theben und an anderen Orten. Man hat gehört, daß die Abessinier vor ihrer Bekehrung zum Christenthume eine große Schlange verehrt haben, woraus, verbunden mit anderen Umständen, man auf eine gegenseitige Vereinigung des alten Egypten und des alten Aethiopiens schließen wollte. Heutzutage zählen die Mohammedaner die Schlangen zu den Thieren, deren Gestalt anzunehmen die bösen Geister vorziehen. Die Galla, ein Nachbarvolk der Abessinier, verehren die Python Schlange, die sie für die Mutter des menschlichen Geschlechtes halten. Bei unseren Sudannegern ist die Schlangenverehrung ganz allgemein. Die Berta, Dinka, Bari und viele andere verehren vor allem die Python Schlange, die sie mit dem Namen eben belegen. Wie kommt aber jenes griechische Wort in aller Welt nach dem Innern Afrikas? Oder ist dieser Name vielleicht aus dem Innern Afrikas über Aethiopien und Egypten zu den Griechen gelangt? Die Schlange, welche Dinka und Bari Python nennen, ist eine große schwarze Viper. Die Bari wollen von dieser Schlange abstammen und nennen sie deshalb Yunkanye, d. h. die Altermutter. Sowohl Dinka als Bari opfern dieser Schlange, sobald sie sich in Lande zeigt, einen Ochsen; das Fleisch des Opfers jedoch wird von den Schwarzen, nicht von der Schlange verzehrt. Was noch mehr ist: in ihren Wohnungen und ihnen naheliegenden Stellen setzen sie Gefäße mit Milch bereit, die Schlangen kommen regelmäßig dorthin, um zu trinken, sie sättigen sich und thun, als wären sie daselbst zuhause. Eine Schlange vernachlässigen oder beleidigen, bringt Unglück. Mit solcher Sorgfalt beabsichtigen die Eingebornen ausdrücklich, sich die Schlangen geneigt zu machen, denn ihnen, als den Sinnbildern des Teufels und der bösen Geister, schreiben sie die Macht und Neigung zu, dem Menschen zu schaden. Diese Völker sorgen, daß sie einzig dem Teufel Opfer bringen.

Aus keinem anderen Grunde, als weil sie in ihr das Abbild des Teufels sehen, opfern sie der Schlange. Und wahrhaftig, seit dem Falle unserer Voreltern ist die Schlange für uns die Trägerin alles Uebels geworden, somit scheint diese Verehrung der Schlange ihre Wurzel im Sündenfalle der ersten Menschen im irdischen Paradiese zu haben. Hierin beweist sich auch der Hohn, mit dem der Teufel jene armen Völker betrachtet: Er läßt sich von ihnen unter der Gestalt der Schlange anbeten, in der er ihren Fall und ihr ewiges Verderben verurfachte!

Neben den Zauberkünften und Beschwörungen müssen wir noch eine Art Zeichendeuterei erwähnen, wie sie bei den Niam-Niam in zweifacher Weise üblich ist. Man läßt ein Stück Holz, horru genannt, über eine mit Wasser begossene Holzbank herabglitschen; man erhofft Glück, wenn das horru leicht darüber hingleitet, wenn es sich aber irgendwie an der Bank festhängt, fürchtet man Unglück. Andere geben einer Henne Blätter einer giftigen Pflanze zu fressen. Diese ist so selten, daß man oft bis zu 15 Lasten Elfenbein dafür zahlt. Stirbt die Henne, so gibt es Unglück, erträgt sie dagegen das Gift ohne Schaden, so geht alles gut. In Ermangelung dieser Pflanze, die Bengie heißt, hält man die Henne mit dem Kopfe unter Wasser, und wenn die Henne das einige Zeit verträgt, stehen die Dinge gut, erstickt sie indessen, so hat man Unheil zu fürchten. Die Zeichendeuterei mit horru und Henne leitet jede Unternehmung der Niam-Niam. Krieg, Kauf und Verkauf, Eheschließung, nichts kann unternommen werden, ohne das Zeichen befragt und günstig gefunden zu haben. Die Cogjur (Zauberer) der Nuba üben andere Künste, um die Zukunft vorherzusagen.

Nun gelangen wir zu dem Glauben bezüglich der Herkunft des Menschen und seines Zieles. Die Herkunft eines gewöhnlichen Vaters ist wenig bekannt. Jedes Volk rühmt sich des eigenen Vorfahren. Die Schyluk verehren Nyocom als ihren Stammvater, sie sagen, er zeige sich unter der Gestalt eines kleinen, häßlichen Thieres auf einem Baume. Von ihm erbitten sie Regen und reichliche Ernte. Was die Bari anbelangt, so haben wir schon erfahren, daß sie vorgeben, von einer schwarzen Viper abzustammen, die sie deshalb Großmutter nennen. Auch die Galla erkennen in der Schlange ihren ersten Vorfahren. Die Berta glauben, vom Kameele abzustammen und andere von anderen Thieren. Ein trostreicher Glaube herrscht bei den Dinka; sie haben eine Fabel über den ersten glücklichen Zustand des Menschen und seinen Fall. Hier ist sie: „Gott schuf alle Menschen gut und sie lebten bei ihm in seinem Hause. Dann wurde aber ein Theil der Menschen

schlecht und Gott ließ sie mittels eines Strickes zur Erde hinabsteigen. Die Guten konnten mittels des Strickes wieder zu ihm hinaufkommen, wo sie Tänze hielten und Bier fanden und voller Freude waren. Aber mit der Zeit riß der Strick, und von da an konnte niemand mehr zum Hause Gottes gelangen, das den Menschen verschlossen war.“ Die Kyc fügen hinzu, daß ein blaugefiedertes Vöglein, Atoingnenie genannt, den Strick mit seinem Schnäbeln zerpickt habe. Seltsam ist die Fabel, durch die die Kyc die Verschiedenheiten der menschlichen Leibesfarben erklären. Als die Schwarzen zum erstenmale weiße Menschen unter sich erblickten, erstaunten sie darüber nicht weniger als die Weißen in Europa beim ersten Erscheinen eines Neger's. Einige nennen die Weißen geschundene Neger. Die Kyc erklären es so: Zuerst schuf Gott alle Menschen weiß. Dann schickte er welche in ein reines, sauberes Land, diese blieben weiß, die anderen kamen in schmutzige Gegenden und diese wurden schwarz. Es gibt noch eine andere Erzählung, die also lautet: Anfangs waren alle Menschen weiß, eine der ersten Mütter hatte zwei Kinder, eins von denen war ungehorsam und ermangelte der gehörigen Achtung ihr gegenüber. Um es zu bestrafen, that es die Mutter in ein großes rauchgeschwärztes Gefäß. Es geberdete sich dort rasend, stieß rechts und links an, und da es die Mutter befreite, siehe, da kam es heraus ganz mit Ruß bedeckt, und die schwarze Farbe haftete ihm an für immer. Es wurde der Stammvater der Neger.

Man kann in dieser Erzählung vielleicht einen bestätigenden Anklang an die biblische Thatfache der Unehrerb'tigkeit Cham's an seinen Vater Noah finden. Cham ist der Stammvater der Neger, getroffen von dem väterlichen Fluche: „Verflucht sei der Knabe Cham“. Somit würde die schwarze Farbe die Folge einer Strafe sein.

Wie denken nun die armen Heiden über den Tod und das zukünftige Leben? Wenn man einen Bari fragt, was wird nach dem Tode mit uns sein, antwortet er: Nach dem Tode gibt es weder Hunger noch irgend ein Leid. Die Dinka haben darüber ein Lied:

„An jenem Tage, da Gott alle Dinge schuf,

Schuf er die Sonne;

Und die Sonne geht auf und unter, sie kehret zurück.

Er schuf den Mond;

Und der Mond geht auf und unter und kehret wieder.

Er schuf die Sterne.

Die Sterne gehen auf und unter und kehren wieder.

Er schuf den Menschen.

Und der Mensch erscheint, über die Erde schreitet sein Fuß, doch nimmer kehret er wieder.“

Entwicklung im Sudan.

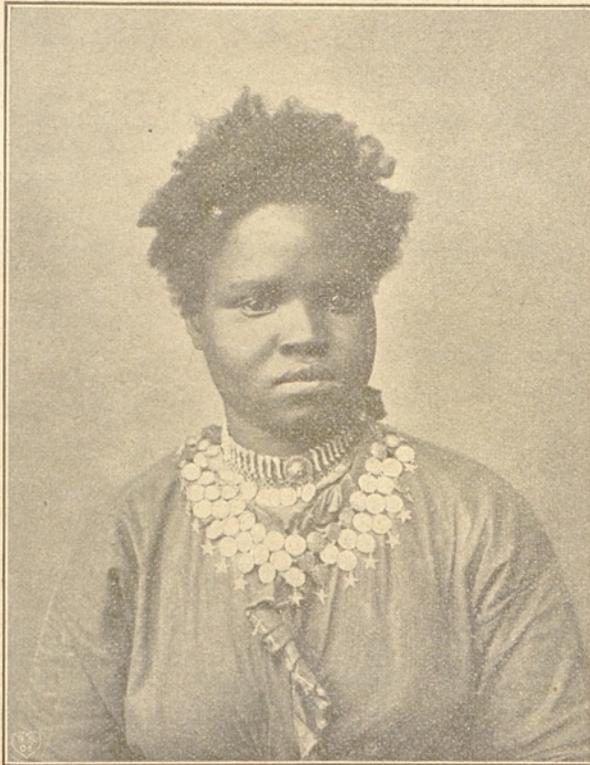
In einem Brief des hochw. P. W. Vanholzer, datiert Omderman, 28. März, entnehmen wir folgende bemerkenswerte Angaben über die fortschreitende Entwicklung des Sudan:

Verschiedenen Reisenden und Forschern ist es in letzter Zeit gelungen, die lange Reise vom Cap der guten Hoffnung nach Alexandrien glücklich zurückzulegen.

Letzten Monat hielt sich hier ein gewisser Herr Lionel Delle auf, der im Auftrage des „Daily Telegraph“ die großartige Reise von einem Ende des schwarzen Continents bis zum andern übernahm und zu ihrer Vollendung nur noch die Strecke Chartum — Alexandrien zu bestehen hat.

Derselbe „Daily Telegraph“ hatte schon im Jahre 1878 M. Stanley mit einer Expedition durch den schwarzen Erdtheil betraut zum Zweck der Lösung des bis dahin existierenden Nilquellenproblems. Stanley entdeckte auf dieser Reise den oberen Congo, hiemit der Colonisation ein neues Feld eröffnend. Herr Delle hat sich längere Zeit hier aufgehalten, um die neue Verwaltung des Sudans kennen zu lernen, wie auch, um zu sehen, was für Ausichten sich für Colonial- und Handelsunternehmungen bieten. — Der Herr, der sich im Sudan wohl umgesehen, gesteht, daß die neue Regierung schon ganz Großes geleistet habe. Auch den gesteigerten Anbau der vor zwei Jahren noch fast gänzlich verlassenen Nilufer und die Einrichtung von zahlreichen Schöpfvorrichtungen auf Kosten der Regierung konnte Herr Delle con-

statieren. Die Wegschaffung des „Sudds“ bezeichnet er als die größte der in so kurzer Zeit im Sudan geleisteten Arbeiten. Diese Unternehmung kann nur genügend würdigen, wer weiß, daß die Sudds keine gewöhnliche Ansammlungen von Schilfräutern sind, sondern ganz gewaltige Dämme von 12—15 Fuß, deren Oberfläche so fest ist, daß Scharen von Elephanten, ohne Gefahr, zu versinken, darüber passieren können.



Ein christliches Negermädchen.

Infolge des Schnittes dieses Niesenunkrautes ist der Fluß dort oben breiter geworden und eine neue Ansammlung der Sudds in Quantitäten wie zuvor ist nicht leicht wieder möglich, weil man nun innerhalb 24 Stunden große Massen desselben abzuschneiden vermag. Die Regierungsdampfer legen die Strecke Chartum-Gondokoro (1200 Meilen) in zehn Tagen zurück.

Die Aufgabe, an deren Lösung nun eifrig gearbeitet wird, ist, dem Nil einen stärkeren Lauf zu verschaffen und ihn so an der Ueberschwemmung der beiden Ufer des Baher el Zagal zu hindern, welche auf eine Ausdehnung von 200 Meilen sich in Seen ver-

wandeln. Diese Seen (Lagunen) absorbieren mehr als halb soviel Wasser, als durch die Verdunstung verloren geht. Könnte dieses Wasser dem Nil erhalten bleiben, so würde das Niveau in Aegypten bedeutend steigen, jedenfalls um drei Fuß, zum Segen des Landes und des Handels.

Die Nilufer, meint Herr Delle, seien fast durchweg gut, verschiedene Meilen ins Land hinein, und

bedürfen nur der Bewässerung, um eine Fruchtbarkeit ohnegleichen aufzuweisen.

Chartum bedeckt sich förmlich mit Palästen und eine neue Stadt beginnt auf den Trümmern der alten rasch zu erstehen. Kenner der Verhältnisse meinen, Chartum werde eines Tages Kairo an Schönheit und Wichtigkeit übertreffen. — Eisenbahn und Telegraph vom Cap nach Kairo sind nummehr kein einfacher Traum mehr, sondern nur noch eine Geldfrage. Der Captelegraph ist schon in Ujje angelangt, und wenn seine Verbindung mit Kairo fertiggestellt sein wird, was in zwei Jahren der Fall ist, kann der Telegraphentarif von jetzt um die Hälfte vermindert werden. Was die Eisenbahn anbe-

langt, so wird sie die Districte, durch welche sie passiert, bevölkern und ganz Afrika Arbeit verschaffen.

Deklé meint dann, daß der Despotismus des Mahdi und des Kalifen insofern als eine Wohlthat für den Sudan sich erwiesen habe, als er alles zerstörte und weglegte und so die gegenwärtige Regierung instand setzt, das Werk der Wiederordnung und Belebung ganz von neuem und nach den besten Erfahrungen in Angriff zu nehmen. Was in den letzten drei Jahren geschehen ist, soll der Grund sein für die künftige Ausgestaltung des Sudans, und bei der Energie und Fähigkeit der Engländer ist nicht daran zu zweifeln, daß sie ihre Aufgabe gut lösen.

Ein Neger für die Sache der Neger oder „Meine Brüder, die Neger in Afrika.“

Ein ernstes Wort an Europas Christen von P. Daniel Sorur Pharim Den, zu Kairo († am 11. Jänner 1901).

Die afrikanische Frage beschäftigt heute alles; Politik, Wissenschaft, Handel und Religion hält sie in Spannung. Seit Anfang unseres Jahrhunderts wurde der Ruf nach einem gemeinsamen Eintreten für Afrika lauter und lauter, und der energische Anstoß, welchen endlich Cardinal Lavigne der religiösen und politischen Welt gegeben hat, wird für die Geschichte der Wiedergeburt des schwarzen Welttheils von epochemachender Bedeutung bleiben. Der Kreuzzug, den er gegen die Menschenhändler predigte, gegen jene Jünger des Propheten von Mekka, welche durch ihre fortgesetzten Raubzüge das afrikanische Festland um mehr als den dritten Theil entvölkert haben, fand im Herzen des civilisierten Europa, insbesondere in den katholischen Ländern, freudigen Anklang. Seine Eminenz hat damit aber nur ausgesprochen, was alle Missionäre seit langer Zeit gewünscht, und was gelehrte unerschrockene, wahrhaft humane Forscher von dem Augenblicke an verlangt hatten, als sie sich mit eigenen Augen von den Greuelthaten überzeugen konnten, die der Islam gegen die wehrlosen Negerkinder verübte.

Gebe Gott, daß sich die freudige Hoffnung auf ein baldiges Erwachen der Negervölker zum Lichte des Evangeliums, der einzigen Quelle wahrer Gesittung und Freiheit, erfüllen möge! Gewiß eine

schöne Aussicht, aber schwierig scheint ihre Verwirklichung.

Nun ist es aber bei jedem wichtigen Unternehmen von größter Bedeutung, einen Operationsplan zu entwerfen, was ohne die genaueste und eingehendste Kenntniss des Terrains, auf dem man sich zu bewegen hat, nicht möglich ist. So schien es mir denn geboten, die gebildete Welt, Geistliche und Laien, zu ernstlichem Studium der Personen und des Schauplatzes, sowie der Umstände einzuladen, welche auf die Lage der Neger in Afrika von günstigem und ungünstigem Einfluß sind, um so das vorgesteckte Ziel leichter erreichen zu können.

Selbstverständlich kann es nicht meine Absicht sein, Männer belehren zu wollen, die durch langjährige apostolische Wirksamkeit unter den Negern sich reiche Erfahrungen und Kenntnisse über die Verhältnisse gesammelt haben. Indes haben die bei der Missionierung und Civilisierung der Neger zutage tretenden Schwierigkeiten manche zu ganz nachtheiligen oder doch wenig günstigen Urtheilen bezüglich der schwarzen Rasse veranlaßt, weshalb ich mich in dieser Schrift bestreben will, den Neger und seine gegenwärtigen Verhältnisse so zu schildern, wie sie nach meinem Dafürhalten wirklich sind.

Ich gestehe, daß diese Aufgabe über meine Kräfte

geht, und hätte ich mich nicht daran gemacht, wenn ich nicht als Sohn der Wüste, nunmehr durch die Gnade Gottes und die barmherzige Liebe des katholischen Europa Christ, Katholik, Priester und Missionär geworden, es für eine heilige Pflicht des Patriotismus gehalten hätte, meine Ansicht öffentlich auszusprechen, damit endlich so manche sonderbare Vorurteile gegen die Schwarzen, meine Brüder, beseitigt würden.

Während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes unter den Europäern hatte ich häufig Gelegenheit zu beobachten, wie man dort über die Negerrasse urtheilt. Es finden sich da vielfach ganz ungünstige Ansichten über dieselbe. Vielfach sogar will man es nicht glauben, daß der Neger fähig sei, in jedem Zweig menschlichen Wissens unterrichtet zu werden. Andere gehen noch weiter; sie rathen allen Ernstes denjenigen, welche sich jener armen, verlassenem Geschöpfe mit Aufopferung ihres Lebens annehmen und sie durch Predigt und Unterricht aus geistigem und leiblichen Elend zu befreien suchen, von diesem edeln Werke ab. Zum Theile beruft man sich dabei auf die allerdings nicht geringen Schwierigkeiten, die bei der Erziehung der Neger sich ergeben, geht aber dabei von der gänzlich falschen Voraussetzung aus, als ob diese Schwierigkeiten, die bei der Erziehung der Neger sich ergeben, in der Natur des Negers lägen. Wieder andern ist es gar nicht ernstlich um die Verbesserung der Lage der unglücklichen Negerstämme zu thun, sondern sie gebrauchen aus ganz andern als religiösen und humanitären Gründen die Civilisierung und Christianisierung derselben gleichsam nur als Aushängeschild, um ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen. All diese Leute stimmen in ihrem Urtheil darin überein, daß der Neger eigentlich nicht wert und nicht fähig sei, zum Christenthum und zur Cultur erzogen zu werden. Ja, es liegt die Zeit nicht so weit hinter uns, wo Gelehrte, ohne zu lachen, den Neger als eine Mittelstufe zwischen Affen und Menschen ansahen, und gar nicht so lange ist es, daß einige in gewissen Stämmen im unerforschten Innern die lebendigen Exemplare der dem Vierhänder ganz nahestehenden kaum Mensch zu nennenden Geschöpfe gefunden zu haben glaubten. Glücklicherweise ist die Blütezeit dieses darwinistischen Unkrautes vorüber.

Ich sage nun: Die schwarze Rasse ist ebenso intelligent als andere Rassen der großen Familie des Menschengeschlechtes, und sie erweist sich als culturfähig, sobald sie nur Mittel und Gelegenheit zu wissenschaftlichem, religiösem und gewerblichem Unterricht findet. Dies in Abrede zu stellen, wäre ebenso willkürlich, als die andere Behauptung, die Negerrasse sei bestimmt, aus der Reihe der Völker

zu verschwinden. Der eigentliche Grund einer derartigen Geringschätzung des Schwarzen liegt darin, daß er in Religion, Industrie, Kunst und Wissenschaft thatsächlich weit hinter anderen Rassen und Völkern zurückgeblieben ist. Indes wird kein Kenner der Geschichte leugnen können, daß alle Völker sich einmal in einem niedrigen Zustande befunden haben. Selbst Europa, das unter allen Erdtheilen in Kunst, Wissenschaft und allgemeiner Bildung die erste Stelle einnimmt, war einst nichts anderes als ein Labyrinth von Irrthum und Aberglauben, der Schauplatz von Lastern und Greueln. Manche Schlechtigkeit kommt bei den Negern nicht einmal in demselben Grade vor, wie bei anderen heidnischen Völkern der alten und neuen Zeit.

Jenen hohen Culturgrad, dessen Europa sich erfreut, verdankt es weder der heidnischen Philosophie noch der heidnischen Moral, die in einer üppigen Venus, einer eifersüchtigen Juno und in Jupiter, dem ausschweifenden Göttervater, personificiert erscheint, einer Moral, die sich in den lukullischen und unethischen römischen Gastmählern, in den schändlichen öffentlichen Spielen der Superkationen hinreichend charakterisiert. Es verdankt sie vielmehr jener Religion, welche die Gefühle der Gottesfurcht, der Ehrfurcht gegen Eltern und Vorgesetzte, der Achtung des Nächsten unverwundbar in unsere Herzen gepflanzt hat.

Christus ist es, der dem Menschen die untrüglichen und unabänderlichen Gesetze der Gerechtigkeit, Ehrbarkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit, der natürlichen und übernatürlichen Tugend gegeben hat. Er gießt über seinen geheimnisvollen Leib, die Kirche, himmlische Gnade und Weisheit aus, mittelst deren er die erhabensten Tugenden in die Herzen der Völker zu pflanzen wußte.

Der zurückgebliebene Zustand der Negerrasse darf nicht aus ihrer inneren Natur erklärt werden. Die zahlreichen, theils schon bestehenden, theils neu ins Leben tretenden Missionen in Afrika beweisen klar, daß man an der intellektuellen und religiösen Bildungsfähigkeit des Negers nicht zweifeln darf.

Betrachten wir einmal den Neger im Heidenthume und dann im Christenthume.

* * *

Eine der wichtigsten Ursachen des gesunkenen Zustandes unserer Rasse ist der Mangel an geistiger und sittlicher Ausbildung. Der Neger hat in seiner Heimat durchaus keinen Sinn für Entwicklung der geistigen Anlagen. Nicht als ob diese ihm fehlten, sondern einzig deshalb, weil er niemand

hat, der ihn unterrichtet, weil er nirgends die Mittel findet, sich unterrichten zu lassen. Unter diesen Umständen ist es ihm freilich unmöglich, seine Geisteskräfte auszubilden. Nun aber nimmt man es als eine ausgemachte Sache an, daß der Unterricht, welcher sich zuerst an den Verstand wendet, nach und nach auch den Willen veredelt, weshalb der Ungebildete in Bezug auf Anstand und seine Sitte hinter den Gebildeten mehr oder weniger zurücksteht. Nehmen wir ein Beispiel aus europäischen Verhältnissen; stellen wir einen hochgebildeten Gelehrten einem ganz ungebildeten Bauersmann gegenüber. Beide sind mit geistigen Anlagen ausgerüstet, aber der eine konnte sein Talent ausbilden und verwerten, weil ihm der Reichthum seiner Familie, die guten Schulen seiner Vaterstadt und tüchtige Lehrer dazu halfen; dem anderen dagegen machte es der Mangel an Geldmitteln wie an Schulen unmöglich, aus seiner natürlichen Begabung Nutzen zu ziehen. Ich frage nun: Dürfen wir den armen Bauersmann deswegen für bildungsunfähig erklären, weil er keine Gelegenheit hatte, höhere Schulen zu besuchen? Und seine Unwissenheit sollte für uns ein hinreichender Grund sein, denselben für eine von Natur aus weit niedriger stehendes Wesen zu halten als jenen Gelehrten? Ein ganz ähnliches Verhältnis besteht aber zwischen dem Neger und dem civilisirten Europäer.

Die Pflege des Verstandes allein macht indes den Menschen noch nicht wahrhaft gebildet. Dazu sind zwei Dinge absolut nothwendig: Wissenschaft und Religion. Die erstere ist nothwendig, insofern der Mensch sich mittelst ihrer befähigt, der Gesellschaft zu dienen, deren Glied er ist. Der letzteren dagegen bedarf er, damit sie ihn die Wege der Gerechtigkeit führe und ihm stets die Pflichten gegen Gott und den Nächsten vor Augen stelle; die Pflicht der Anbetung und des Gehorsams gegen Gott als seinen Schöpfer und Herrn, und die Pflichten der Liebe und Gerechtigkeit gegen die Nebenmenschen, seien es Vorgesetzte, Gleichgestellte oder Untergebene.

Dem Neger mangelt aber nicht bloß intellectuelle Bildung, sondern auch jene Religion, welche allein den Menschen wahrhaft gerecht, sittlich und human macht, nämlich das Christenthum. Die alte heidnische Welt mit all' ihrer Wissenschaft und all' den verschiedenen Religionsystemen, an denen gewiß kein Mangel war, vermochte kein wahrhaft gesittetes und gerechtes Volk aufzuweisen, wie solche später die Lehre und Moral Christi zustande brachten, eine Moral, die zwar schon vom Schöpfer im Anfang der Geschichte ins Herz des Menschen geschrieben war, aber in dem Maße sich allmählich

verwischte, als die sinnlichen Leidenschaften die Oberhand über den Geist gewannen.

Allerdings gab es nichtchristliche Völker, die civilisirt waren, ja, es gibt heute noch solche, z. B. Chinesen, Japanesen. Könnte es nun beim Neger nicht auch so sein? Aber welcher Art ist oder war denn die Civilisation jener nichtchristlichen Völker? Sie hat meist ein ganz äußerliches, materielles Gepräge. Zweifellos gieng die Cultur der Chinesen und Indier der europäischen um Jahrtausende voraus. Aber wie aus langem Schlaf stand endlich Europa auf, schritt von Jahrhundert zu Jahrhundert fort in Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel, organisierte und vervollkommnete das ganze politische und sociale Leben, und durchleifte wie im Triumph die Zeiten bis zum heutigen Tag. Was war wohl die Ursache dieses wunderbaren stetigen Fortschrittes der europäischen Nationen? Ohne Zweifel ihre Intelligenz im Verein mit ihrer Energie. Niemals jedoch hätte Europa seinen hohen Bildungsgrad ohne das Christenthum erreicht. Dieses war das belebende Element, das den Geist erleuchtete und die Leidenschaften bändigte, das Herz für alles Gute und Schöne begeisterte und den Verstand für die Aufnahme der Wahrheit empfänglich machte.

Man wird nicht leugnen, daß die verrohten, tief herabgesunkenen Negerstämme in Afrika einst in Religion und Cultur viel höher standen als jetzt. In Bezug auf Kunstfertigkeit, Gewerbe, Ackerbau und sociale Einrichtungen läßt sich vielfach nachweisen, daß vor nicht so langer Zeit mancher Stamm einen höheren Standpunkt eingenommen hat, und daß der Niedergang der materiellen Cultur und der Moralität hauptsächlich erst dem Eindringen des Abarberthums zuzuschreiben ist. Was die Religion betrifft, so gilt auch hier die Ansicht des alten Plutarch, daß man kein Volk ohne Glauben an Götter finde. Auch bei uns Negern blieb noch eine Spur der Uroffenbarung, der Glaube an ein höchstes Wesen, an den einen Gott.

Bei den Dinka, um ein Beispiel anzuführen, glaubte man an den „Den-Did“, d. h. „den allwissenden Gott“ (Den = wissen, Did = groß, alles) und betet im Jahr einmal zu ihm. Von den religiösen Ceremonien nämlich, deren ich mich noch erinnere, gibt es eine Art Segnung der ersten Früchte. Diese besteht darin, daß niemand von der ganzen Familie, selbst die kleinen Kinder nicht ausgenommen, von den neuen Früchten genießet, bevor nicht der Vater oder in dessen Abwesenheit die Mutter von denselben über den ganzen Hofraum gestreut hat unter Anrufungen um den Schutz Dendids über die ganze Familie mit den Worten; „D du, der du uns und

diese Früchte erschaffen, segne uns und diese Früchte!“ Ich hatte einmal jenes Fastengebot übertreten. Es dauerte jedoch nicht lange, so fühlte ich auch schon die Strafe für diese meine erste Sünde. Dem Vater war nämlich meine Abwesenheit aufgefallen, und da er aus der Scheu, mich ihm zu nähern, das Vergehen bald errathen hatte, zauderte er nicht, meine Beichte abzuverlangen. In gütiger und sanfter Weise, damit ich ihn nicht belüge, nahm er mich bei der Hand und fragte mich, wo ich denn die Frucht genommen hätte. Vertrauend auf die väterliche Güte, führte ich den Vater zum Orte meines Diebstahls. Der Vater aber hatte schon eine Ruthe an der Seite verborgen, und als wir auf dem Platze angelangt

und der Vater von meiner Schuld sich überzeugete, machte er nach einer heilsamen Ermahnung, daß ich nie mehr vor der angedeuteten Segnung der neuen Früchte solche anrühre, auch Gebrauch von der mitgebrachten Ruthe.

Durch die Abschließung von der übrigen Welt und andere ungünstige Umstände sind die Kinder Afrikas, nachdem einmal der reine Glaube verloren war, immer weiter entartet, immer mehr abwärts geführt worden, bis sie endlich im Verlauf der Jahrhunderte auf die niedrigste Stufe der Religion herabsanken, zum Fetischdienst.

(Fortsetzung folgt.)



Die Zwergvölker Afrikas.

(Schluß.)

Die Hottentotten wohnen in Hütten, die halbkugelförmig sind und 4—5 Meter im Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ —2 Meter Höhe haben und großen Bienenkörben gleichen. Die einzelnen Hütten stehen im Kreise herum und bilden ein Dorf, welches nach Holländerart Kraal genannt wird. Die Hauptöffnung am Hause ist an der Ostseite angebracht und mit einer Kuhhaut verhängt. Etliche Kisten nehmen Kleider, Nahrungsmittel, Werkzeug, Eßgeschirr u. s. w. auf. In der Mitte der Hütte befindet sich ein Herd; ein Rauchfang ist aber nicht vorhanden. Im Kapgebiet besitzen schon viele Hottentotten regelrecht gebaute Häuser.

Was die Bekleidung betrifft, so ist diese mehr ausgebildet als bei den Buschmännern. Freilich gehen auch hier die Kinder in den ersten Lebensjahren vollständig nackt umher. Später erhalten Knaben und Mädchen einen aus Leder gefertigten, mit Troddeln, Perlen und Schnüren reich verzierten Lendenschurz, von dem hinten ein größerer Lappen herabhängt. Darüber kommt ein aus Schaf- und Schafafellen zusammengesetzter Pelzmantel, im Winter die Haare nach innen, im Sommer nach außen gekehrt, der nachts zugleich als Decke dient. Der Kopf des Mannes bleibt unbedeckt, während die Frau eine Art Mütze trägt. Die Männer tragen auf Reisen plumpe Sandalen aus ungegerbtem Leder, die Frauen gehen stets barfuß. Fuß-, Arm-, Ohren- und Finger- ringe aus Knochen, Elfenbein, Perlen, Messing und

anderen Stoffen sind beliebte Schmuckfachen. Den Körper schmieren sie mit allerlei Fettsubstanzen ein; die Weiber bemalen sich das Gesicht mit rother Erde oder mit Kohlenpulver. In der Nähe europäischer Colonisten haben die Hottentotten die europäische Kleidung angenommen; so tragen die Frauen dicke Röcke aus Kattun oder gegerbtem Leder, die Männer Hosen aus denselben Stoffen und breitkrämpige Hüte.

Da die Hottentotten zumeist Viehzüchter sind, so besteht ihre Hauptnahrung aus saurer Milch, die sie in Kürbisflaschen aufbewahren. Nur selten vergönnt sich der Hottentott ein Schaf, oder gar ein Rind. Dafür liefert die Jagd manches in die Küche, denn der Hottentott genießt außer Schweine und Hasenfleisch alles. Zum Ackerbau aber ist er zu faul; daher begnügt er sich aus dem Pflanzenreich nur mit einigen wild wachsenden Wurzeln, Korallengewächsen, einer Art Kartoffeln, Gurken und Wassermelonen. Als Erregungsmittel dient ihnen die Dacha, der wilde Hanf, den sie mit Tabak vermischt aus Pfeifen rauchen. Doch sind die Folgen desselben sehr zerstörend, vielleicht noch schlimmer als die des Opiumrauchens. Es stumpft die Dacha nicht bloß die Geisteskräfte ab, sie verheert auch die Leibeskräfte bei Männern und Frauen. Sie verstehen das Honigbier und aus süßlichen Beeren einen Branntwein zu bereiten, und sind dem Genuß der Spirituosen stark ergeben, so daß dieser Hang eine mächtige Ursache ihres langsamen Aussterbens sein mag.

Während die Buschmänner nur in Familiengruppen leben, hat sich bei den Hottentotten ein Stammesunterschied mit patriarchalischer Regierung entwickelt. Jeder Stamm zählt eine Anzahl Geschlechter, jedes Geschlecht zerfällt in mehrere Familien. Jede Familie hat ihren Vorsteher oder Ältesten, während einer von diesen die Oberhoheit über alle zum Stamm gehörigen Abtheilungen besitzt. Bei außergewöhnlichen Unternehmungen werden die Unterthanen zur Steuerpflicht herangezogen. Der Häuptling erhebt Tribut von jedem Reisenden, von jedem Händler, der in seinem Gebiete seine Waren absetzen will. Er übt auch Justiz, bei der körperliche Züchtigung häufig in Anwendung kommt. Berüchtigte Individuen werden sogar des Landes verwiesen. Rangunterschiede bestehen nicht nur unter den verschiedenen Classen der Besitzenden, sondern vor allem auf den verschiedenen Altersstufen. Jüngere Leute sind verpflichtet, den Älteren Liebedienste aller Art zu erweisen; in Gesellschaften dürfen nur Gleichalterige zusammen sitzen. Der zu reden begonnen hat, darf nicht unterbrochen werden.

Blutsverwandte dürfen keine Ehe schließen; das Kind erhält eine fürsorgliche Pflege. Im allgemeinen kommen die Mädchen, die stets unter der Obhut der Mutter bleiben, früher zu körperlicher und geistiger Reife als die Knaben und ist auch die Volljährigkeitserklärung der Mädchen mit einem besonderen Feste verbunden. Das Mädchen wird in einen verzierten Pelz gekleidet, dann folgen einige ceremonielle Förmlichkeiten und zuletzt ein feierlicher Familienschmaus. Die Ehen werden nach Herzensneigung eingegangen; die jungen Eheleute sind gehalten, zwei Jahre lang in dem Heim der Braut zu wohnen. Polygamie kommt nicht vor; die Stellung der Frau ist keineswegs gedrückt; ist der Mann nicht zuhause, so führt die Frau das Regiment.

Zur Zeit der Entdeckung waren die Hottentotten Viehzüchter. Ihre Hausthiere bestanden aus Schafen, Hunden und Rindern. Im Uebrigen scheut der Hottentott außer dem Waidmannsgeschäft eine jede Arbeit. Der Handwerksmann gilt ihm für einen Sklaven. Nur die nöthigsten Theile seines Haushaltes verfertigt er selbst, und dann auch nur, wenn er muß. Die Männer machen sich Pulverhörner, schneiden Pfeifen aus Serpentinsteine, gerben die Felle, drehen lederne Ziehstränge und Beitschenschnüre, verfertigen hölzerne Löffel, Wasser- und Milchgefäße, behauen Hölzer zu Jochen, auch versuchen sie die zerbrochenen Theile ihrer Schießgewehre zu ersetzen. Die Frauen beschäftigen sich mit Kleidernähen und Flechten von Binsemmatten, mit denen die Hütten bedeckt werden. Die Waffen bestanden ehemals aus

Wurffeulen, Bogen und Pfeilen; jetzt besitzen die meisten schon Schießgewehre. Neben Jagd wird in den Küstengegenden auch Fischfang getrieben und zwar mit Angeln und Netzen.

Der Charakter der Hottentotten wird von den Reisenden sehr verschieden beurtheilt. Nach Kolbe sind sie ehrlich, nicht ausschweifend, treu und gastfreundlich; er behauptet, es gebe auf der Welt kein freundlicheres und gastfreieres Volk. Nach dem Missionär Olpp sind sie dagegen in seltenen Fällen ganz zuverlässig. „So großherzig sie sind im Besprechen, so ungeduldig werden sie, wenn ihre Lust unbefriedigt bleibt. Egoismus, Geiz und Habgucht sind bei ihnen stark entwickelte Eigenschaften.“ „Dabei können sie,“ sagt wieder Wangemann, „Freundlichkeit durchaus nicht vertragen. Schenkt man einem Hottentotten etwas, so darf man statt des Dankes sicher darauf rechnen, daß er einige Grade hochmüthiger und dafür dann gelegentlich unverschämter wird.“

Die geistigen Fähigkeiten der Hottentotten sind nicht gering. Ihr Scharfsinn ist nach Olpp bewunderungswürdig ausgebildet. Sprachen erlernen sie mit großer Leichtigkeit und reden diese ganz correct. Bei allen öffentlichen Gerichtsverhandlungen zeigen sie sich in allen forensischen Künsten bewandert. Ihre dichterischen Leistungen, namentlich in den Thierfabeln, veranlaßten Peschel, ihnen unter den Halbculturvölkern eine möglichst hohe Stellung einzuräumen. Ihre Sprache hat eine so hohe Entwicklung, daß sie nach Martin Haug auf die Berührung mit einem civilisierten Volke schließen läßt. Das Jahr wird nach 14 Monden gerechnet, für welche sie eigene Namen haben.

Die Hottentotten sind meist heiterer Laune, lieben die Geselligkeit, lachen und scherzen gerne. „Der leicht erregbare Hottentotte,“ sagt Hugo Hahn, „hat bekanntlich Talent für Musik; doch ist seine Stimme dünn, wenn auch sonst harmonisch. Er liebt aber die weichliche, aufregende Musik.“ Ihre beliebtesten Unterhaltungen sind Tanz und Schmaus. Der Neumond ist ihr Lieblingsgestirn und bei Vollmond führen sie ihre Tänze aus nach dem Klange der Flöte oder einer Art Geige.

Die Hottentotten glauben an einen Gott, der alles Bestehende erschaffen hat, keinem Menschen etwas Böses zufügt und über dem Monde wohnt; er heißt Gunja Tiquoa, was soviel bedeutet, wie Gott der Götter. Der Mond gilt ihnen für eine geringere Gottheit. Sie glauben auch an ein anderes Leben, obwohl häufig das Gegentheil behauptet wurde. Dieser Glaube ist daraus ersichtlich, daß sie ihre



Eine Hottentottenhütte.

verstorbenen Großen ehren. Gelegentlich, wenn sie an dem Grabe eines „Alten“ vorübergehen, legen sie die eine Hand in den Nacken, werfen einen Stein oder Keisig auf den Hügel und bitten um Gesundheit, viel Kinder, viel Rinder und Kleinvieh. Ferner wenn der Herr eines Hauses stirbt, so lassen sie sein Haus sammt allem was darin ist, stehen, damit er, wenn er wiederkommt, sein Haus beziehen und das Seinige antreffen könne. Sie glauben nämlich, die Seele des Verstorbenen begeben sich mit ins Grab und sei fähig, beliebig aus demselben hervorzugehen, namentlich als spuckender Geist. Sie glauben auch an einen bösen Geist, den sie Tuquca nennen. Nicht minder fest eingewurzelt ist der Glaube an Zauberei. Zaubermacht besitzen nicht nur die Geister der Verstorbenen, sondern auch lebende Menschen. Unglücksfälle, Tod und Krankheit werden überhaupt von Zauberei und bösen Geistern abgeleitet, denen man durch Beschwörung und Amulette zu begegnen suchte. Dies ist vornehmlich das Geschäft der Zauberer, die nicht nur Regen machen können, sondern auch in-stande sind, durch Zaubersprüche, Reiben und Kneten alle möglichen Gegenstände aus dem Körper des Leidenden zu entfernen. Aberglaube aller Art ist sehr verbreitet. Sie glauben nach Wangemann an ein Thier, welches herumgeht, den Leuten Böses zu thun; jeder Zauberer hat ein solches Thier unter sich. Eine Art Wassernixe, die Kaimamsbraut, fürchten sie sehr. Dieselbe soll die Leute in das Wasser ziehen und dann die Krabben fenden, um die Ertrunkenen sofort anzufressen. Nach Olpp achten sie auch auf Wahrsagerei, Träume, Vogelstug, Thiergeschrei, Veränderung der Gestirne und dergleichen.

Angrenzend an die Hottentoten, südlich von Nyamasee, entdeckte Farini die Makba, welche mit ihren runzeligen Gesichtern den Buschmännern gleichen. Sie sind ein echtes Zwergvolk, dessen Häuptling nur eine Höhe von 125 cm hatte. „Die Kinder sehen“, sagt Farini, „mit ihren zierlichen olivenfarbigen Gesichtern und großen, hellen, funkelnden Augen ganz niedlich aus, und hätten sie nicht im Gehen ihren stark vortretenden Bauch gezeigt, so wären sie wirklich ganz hübsch gewesen. Fast aller Bekleidung bar, sind die Makba auf den Backen, Armen und Schultern mit kurzen, geraden, blauen Strichen tätowiert. Als Wohnung dienen ihnen Hütten, welche durch das Zusammenbiegen der Spitzen zweier starker Grasbüschel hergestellt sind, die man so zusammen-dreht und bindet, daß sie eine Art Thurm bilden mit dem bloßen Sand als Fußboden. Nachts schützen sie sich gegen wilde Thiere durch eine Reihe kleiner Feuer, um welche sie liegen oder knien, und in welche sie im Schlafe oft hineintaumeln, so daß sie viele

verschiedene Brandmale am Leibe tragen. Nahrung bietet die Pflanzenwelt und die Jagd. Wenn es reichlich wilde Melonen gibt, so leben sie gänzlich davon und werden fett von dem ölfaltigen Samen, den sie zu einem Kuchen backen und braten. Eine beliebte Speise sind bei ihnen die Trüffel; auch sammeln die Frauen verschiedene Wurzeln, während die Männer dem kleinen Wild nachjagen. Zur Jagd gebrauchen sie Bogen und vergiftete Pfeile. Das Pfeilgift wird nach buschmännischer Art aus dem Saft einer Zwiebel mit fächerartigem Blatt und aus dem Gifte der gelben Cobra bereitet. Das erlegte Wild wird mit Haut und Knochen aufgezehrt. Zuerst werden die Eingeweide aufgeessen, dann folgt das Fleisch, darauf wird die Haut geröstet, endlich die Knochen zermalmt und verschlungen. Das Völkchen lebt in Einweiberei unter einem Häuptling. Ueber die Religion dieser Zwerge weiß Farini nichts mitzutheilen; doch scheint das Abschneiden des ersten Gliedes des kleinen Fingers, nach buschmännischer Weise, auf eine Verehrung der Todten hinzuweisen.

Im untern Quinea in der französischen Colonie Gabun zwischen dem Ogowe und Gabun haust wieder ein anderes Zwergvolk, das sich selbst den Namen Njongo heilegt. Ein Njongo-Häuptling, den Oskar Lenz eingefangen hat, maß nur 120 cm. Nach der Schilderung des Missionärs P. Buiéon leben sie nur von Wildpret und Waldfrüchten; sie errichten keine Dörfer und kümmern sich wenig um den Ackerbau. Eine Grotte, eine Höhle, ein hohler Baum, oder eine aus Blättern geflochtene Matte, auf vier Pfähle gesteckt — das genügt ihnen; sie legen sich auf die Erde, hocken zwischen zwei Felsen nieder, schlafen und gehen morgens weiter. Selten entzünden sie ein Feuer, es sei denn, daß sie sich mehrere Tage am gleichen Orte aufhalten wollen, um Wurfspeie und Lanzen zu schmieden.

Die Njongos sind rachsüchtig. Um ihren Rachedurst zu stillen, begehen sie oft Grausamkeiten. Sie durchbrechen manchmal in dunkler Nacht lautlos das Buschwerk des Waldes, werfen sich auf eine Ansiedelung, verwüsten ganze Felder, nehmen mit sich fort, was ihnen gefällt, und lassen das Uebrige zurück. Kein Geräusch ist dabei zu hören. Ein andermal dringen sie mit tigerartiger Geschicklichkeit in die Dörfer ein, rauben die Kinder aus den Armen ihrer schlummernden Mütter und verschwinden mit ihnen. Andern Tages findet man sie und da einen Leichnam, von vergifteten Pfeilen durchbohrt. Große Betrübniß herrscht in dem Dorfe. Die Njongos sind dort gewesen, aber es ist unmöglich, sie wieder zu finden, denn sie kennen die geheimsten Schlupfwinkel des Waldes. Will man sie verfolgen — ein Baum,

ein Fels, ein Gebüsch genügt, sie zu verbergen, und in dem Augenblicke, da der Feind vorüberweilt, trifft ihn ein Pfeil, ein Wurfspeer, er weiß nicht woher; der wirft ihn nieder und tödtet ihn. Dann wird alles wieder still, man hört keinen Laut — die Njongos sind schon weit fort.

Es ist unnütz, hinzuzufügen, daß ihre Kleidung von der größten Einfachheit ist. Da ihnen der Gebrauch gewebter Stoffe fast fremd ist, so machen sie sich eine ganz eigenartige Hose aus Baumrinde. Meist nehmen sie dazu die des Fecus, der bei ihnen Mponde heißt. Sie ziehen die Borke ab, schlagen sie, bis sie erweicht und ganz dünn wird, und lassen sie an der Sonne trocknen. Diese Matte wird dann mittels einer Schlingpflanze über den Hüften befestigt und zwischen den Beinen hindurchgezogen, sodafs sie sich rückwärts wie ein Häcker ausbreitet.

Was diejenigen anbelangt, die in der Sklaverei unter anderen Stämmen leben, so kleiden sich diese nach der Sitte des Landes, in dem sie wohnen. Sie sind die Lieblinge ihrer Herren, weil sie sehr geschickte Bogenschützen sind. Dessenungeachtet sind sie selten einmal treu, bei der geringsten Widerwärtigkeit fliehen sie und nehmen womöglich ihr herumsehendes Leben im Walde wieder auf.

Zu dieser Klasse gehören zweifellos auch die Bagagas, welche der Forscher Crampel im Herzen des französischen Congo gesehen hat, und die Bodjaeli aus dem Innern von Kamerun, die Kund als eine Klasse von kleiner Gestalt beschreibt, als Nomaden im Walde lebend, durch den sie sich wunderbar hindurchfinden können.

Am Tanganyika-See wohnen wieder die Batua oder Watwa. Ein kleines Männchen, das Stanley in die Hände gerieth, maß nur 138 cm. Sein Kopf war groß, sein Gesicht unten mit einem dünnen, zotteligen Backenbart bedeckt, und seine Haut hellchocoladenfarbig. Seine Waffen bestanden aus einem Bogen mit kleinen, kaum fußlangen Rohrpeilen mit scharfen Spitzen, die vergiftet waren.

Im Sudan wohnt zwischen dem 1. und 2. nördlichen Breitengrade in dem Monbottulande und darüber hinaus das Zwergvolk der Akka; dieselben zerfallen in mehrere Stämme, von denen einige dem Monbottukönig unterworfen sind. Aber ein eigentliches Akkaland gibt es nach Dr. Emin Pascha nicht, die Akka sind wie „ein Flug der Vögel“ überall und man findet sie besonders da, wo es was zu essen gibt. Nach den Messungen von Schweinfurth maß der größte von ihnen 140 cm, der kleinste 115 cm.

Der englische Missionär A. B. Lloyd, der auf seiner Heimreise von Uganda den Weg durch das Congogebiet nach dem atlantischen Ocean genommen

hatte, beschreibt in seinem jüngst erschienenen Buche „Im Lande der Zwerge und Kannibalen“ sein Zusammentreffen mit den Zwergen. Er war im Walde gerade mit der Lektüre eines Buches beschäftigt, als er plötzlich im Dickicht zahlreiche, kleine Gesichter bemerkte, die ihn anstarrten. Lloyd hielt seine Hände hin, zum Zeichen einer freundlichen Begrüßung. Langsam und scheu näherte sich ein Zwerg, starrte dem weißen Manne ins Gesicht und verbarg dann sein Gesicht in den Händen. Andere Zwerge kamen und lauerten hinter ihrem Führer. „Ich konnte nun meine Besucher, „so erzählt Lloyd, „in der Nähe betrachten und was mir zuerst auffiel, war natürlich ihre kleine Statur. Aber obgleich sie so sehr klein waren, ungefähr vier Fuß hoch, wie ich später durch Messung feststellte, waren sie so kräftig gebaut, wie man es bei afrikanischen Stämmen nicht oft sieht. Sie waren breitbrüstig, hatten eine ausgebildete Muskulatur, kurzen und dicken Hals und einen Kopf in der Form einer kleinen Kugel; der Unterkörper war massiv gebaut und ungewöhnlich kräftig. Die Brust war mit krausen, schwarzen Haaren bedeckt, und die meisten Zwerge trugen dicke, schwarze Bärte. Sie hatten einen Bogen und einen Köcher in der Hand oder schwarze Wurfspeere. Um die Arme trugen sie eiserne Ringe, und einige trugen auch Ringe um den Hals. Ich sprach mit dem kleinen Mann, der die Toro-Sprache kannte, und war sehr erstaunt über die geschickte Art, wie er meine Fragen beantwortete. Der Pygmäen-Häuptling erzählte auch, daß sein Land sieben Tagereisen lang und sechs breit wäre. Dann fragte ich ihn nach der Zahl seines Volkes, und er nahm ein Stück Holz, zerbrach es wieder in kleine Stücke und sagte, daß jedes Stück einen Häuptling vorstelle; dann zählte er auf, wieviel Zwerge zu jedem Häuptling gehörten; einige hatten 200, andere nur 50, andere aber sogar 500. Die einfache Addition ergab, daß die Gesamtzahl etwa 10.000 betragen mußte. Dann erzählte mir der Zwergkönig, daß er seit langem von meiner Ankunft wußte. Ich fragte ihn, wie das käme, und er sagte, er hätte mich schon sechs Tage lang beobachtet. „Aber ich sah euch doch nicht“, sagte ich. Darüber lachte er herzlich. Ich bekam schließlich heraus, daß eine große Bande dieser kleinen Menschen jede unserer Bewegungen durch das Dickicht verfolgt hatte, als wir vorübergingen. Warum griffen sie uns nicht an? Wir waren in den letzten Tagen ganz in ihrer Macht gewesen und man hatte sie immer als ein verschlagenes, hinterlistiges Volk geschildert. Vielleicht schützte uns unsere Hilflosigkeit, denn sie sahen, daß wir nicht, wie andere Weiße, mit Flinten bewaffnet waren. Eine

ihrer Lieblingsbeschäftigungen ist die Elephantenjagd, die sie mit kleinen vergifteten Pfeilen betreiben.

Das wären also die bis jetzt bekannnten Zwergvölker Afrikas; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß bei weiterer Durchforschung des Innern von Afrika noch welche Stämme dieser interessanten Rasse entdeckt werden. Aus allem, was wir von diesen Völkern wissen, aus der Aehnlichkeit ihrer Lebensweise, aus

ihrer Aeußern, aus den religiösen Anschauungen läßt sich auf eine nahe Verwandtschaft schließen. Sollen sie, wie von Einigen angenommen wurde, die Ureinwohner von Afrika sein? Die Gelehrten hoffen, daß die Zukunft in diese Sache Licht bringen werde, wir aber wünschen außerdem, daß den armen, noch so tief stehenden Zwergvölkern bald das Licht des Christenthums aufgehen möge.



Legende des Morgenlandes.

Die hl. Monica, Witwe.

(4. Mai.)

Die hl. Monica war um das Jahr 331 zu Tagaste in Afrika von christlichen Eltern geboren. Da die Familie sehr zahlreich war, konnten ihr die Eltern keine besondere Sorgfalt widmen. Umfomehr nahm sich um Monica eine alte fromme Magd an, welche schon ihren Vater auf dem Arme getragen hatte. Sie war sehr streng, so daß sie den Töchtern des Hauses nicht erlaubte, außer Tische auch nur Wasser zu trinken. Als später Monica zur Jungfrau herangewachsen war, mußte sie täglich den Wein für den Tischbedarf aus dem Keller holen. Die Gelegenheit reizte, sie sieng an, jedesmal davon zu schlürfen, und brachte es soweit, daß sie ein ganzes Glas in einem Zuge zu leeren vermochte. Die alte Magd kam dahinter und als sie einst mit Monica in Streit gerieth, nannte sie diese in der Zorneshize eine „Säuferin“. Der Vorwurf traf Monica wie ein Dolchstich, sie erkannte ihren Fehler und legte ihn für immer ab.

Monica wurde später mit einem Heiden, namens Patricius, verheiratet; voller Hoffnungen betrat sie den neuen Lebensweg, auf dem ihr aber nur wenig Rosen zu pflücken beschieden war. Patricius war im Grunde genommen ein guter Mann aber äußerst zornmüthig und aufbrausend. So oft ihm etwas in die Quere kam, immer war es die arme Gattin, über deren Haupt sich das ganze Gewitter entlud. Die tief Gefränkte drängte die hervorbrechenden Klagen zurück, drückte den Unwillen nieder, schwieg und betete. Erst wenn der Sturm ausgetobt und das Gemüth des Mannes wieder ruhig war, pflegte sie in sanfter milder Rede über ihr Thun und Lassen Rechenschaft zu geben. Durch beständige Selbstbe-

herrschung, durch ihre Bescheidenheit und ihr verständiges Walten im Hause gelang es ihr, den Starrsinn des Mannes zu brechen, so daß dieser sogar Christ wurde und eines erbaulichen Todes starb. — Auch ihre Schwiegermutter, die sich durch böswillige Mägde gegen die Schwiegertochter einnehmen ließ, gewann sie durch ihr gefälliges und zuvorkommendes Wesen.

Die Ehe Monicas ward mit drei Kindern gesegnet: Augustinus, Nowigius und Perpetua; letztere ward später Oberin in einem Kloster zu Hippo. Ihr Schmerzenskind aber war Augustinus, der nach dem Tode des Vaters 19 Jahre alt war und bei seinen ungewöhnlichen Talenten ein zorniges Gemüth, trotzigen Eigensinn und einen großen Hang zur Sinnlichkeit besaß. Die Mutter hatte ihn wohl von Jugend auf im Christenthum unterrichtet und zur hl. Taufe vorbereitet; doch der Empfang dieses hl. Sacramentes wurde aufgeschoben, wozu der heidnische Vater das Seinige beigetragen haben mag. Zu Carthago, wo nun Augustinus auf der Hochschule studierte, war er das Muster eines übermüthigen, ausgelassenen Studenten; er schändete die Unschuld seines Herzens, ja er verleugnete den ihm von der Mutter eingepägten Glauben und huldigte der Secte der Manichäer. Das war für Monica ein bitterer Schmerz. Da alle Bitten und Thränen fruchtlos blieben, schritt sie zum letzten Mittel, sie ließ ihn zu Tagasta nicht in ihr Haus ein. Erst nachdem eine Erscheinung ihr versichert hatte, daß ihr Sohn sein würde, wo sie stände — sie sah nämlich, wie sie auf einem Nichtssteine stand — erlaubte sie ihm wieder, mit ihr unter einem Dache zu wohnen.

Der Stolz trieb Augustin wieder nach Carthago, um daselbst Lehrer der Beredsamkeit zu werden. In ihrer Betrübniß wendete sich die Mutter an den Bischof und bat ihn, er möchte auf ihren Sohn einwirken. Dieser tröstete sie mit den Worten: „Die Stunde der Gnade ist zwar noch nicht gekommen; aber vertraue auf Gott und bete fort; es ist nicht möglich, daß ein Kind, um das so viele Mutterthränen fließen, verloren gehe.“

Augustinus entschloß sich dann, nach Rom zu gehen, um auch dort den Glanz seines vielbewunderten Genies schimmern zu lassen. Die Mutter erklärte entschieden, sie wolle mitreisen. Am Meere angekommen, lag Augustinus ihr vor, daß das Schiff erst am folgenden Morgen unter Segel gehen werde, und schiffte sich in der Nacht heimlich ein, während Monica in einer Kapelle betete. Diesen Betrug bereut später Augustinus in seinen Bekenntnissen mit den schönen Worten: „Ich habe eine so gute Mutter angelogen, während sie für mich betete und weinte! Was verlangte sie anders, als daß du, o Gott, mich nicht solltest abfahren lassen; aber du

hast, von der Höhe die Zukunft überschauend und ihre Sehnsucht erhörend, nicht auf das geachtet, um was sie damals flehte, damit du in mir bewirktest, um was sie unablässig bat. Ihr Jammergeschrei stieg zu dir empor, als sie am Morgen das Schiff auf der hohen See erblickte, das mich jedoch meinem Heile entgegenführte —.“

Als Augustinus von Rom nach Mailand berufen

wurde, konnte Monica nichts mehr zurückhalten; sie folgte ihm dahin durch Länder und Meere. In Mailand war sie ein Muster der Frömmigkeit; der hl. Ambrosius achtete sie sehr hoch und wünschte Augustinus Glück, eine solche Mutter zu haben. Hier suchte sie auch alle Hindernisse, welche ihrem Sohne zur Befehrung aufstießen, zu beseitigen. Endlich kam die Zeit, wo Gott ihre Thränen in Freuden verwandelte und ihre Gebete überreichlich erhörte. Augustinus bekehrte sich.

Nachdem er sein Lehramt niedergelegt hatte, zog er sich mit seinen Freunden auf das Landgut des Verecundus in Cassiacum zurück und bereitete sich auf die hl. Taufe vor. Monica, voll Dank gegen Gott, besorgte das Hauswesen, nahm auch öfter theil an ihren gelehrten Unterhaltungen und legte dabei Beweise ihres natürlichen Scharfsinnes an den Tag. Nach der Taufe des hl. Augustinus verließ sie mit ihm Mailand, um nach Afrika zurückzukehren.

In Ostia machten sie Halt. Hier hielt Monica mit ihrem Sohne ein denkwürdiges Gespräch über die himmlische

Seligkeit und rief aus: „Mein Sohn, mich ergötzt nichts Irdisches mehr. Was soll ich noch hier thun? Eines war es, weshalb ich noch einige Zeit in diesem Leben zu bleiben wünschte; ich wollte dich als katholischen Christen sehen, bevor ich sterbe. Nun hat mir Gott noch mehr gewährt; denn ich sehe, daß du nicht nur sein Diener geworden bist, sondern auch auf alles irdische Glück verzichtest.“



Die hl. Monica, Witwe.

Bald darauf fiel sie in eine Krankheit und bekam eine Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, sagte sie zu den Umstehenden: „Hier werdet ihr euere Mutter begraben.“ Auf die Entgegnung des Stavigijs, es sei tröstlicher, in der Heimat zu sterben, warf sie ihm einen ernsten Blick zu und sprach: „Begrabet diesen Leib, wo ihr wollt, nur das eine bitte ich euch, seid meiner eingedenk am Altare des Herrn, wo ihr auch sein möget; von Gott ist nichts fern; ich brauche nichts zu besorgen,

dass er am jüngsten Tage nicht wisse, wo er mich auferwecken soll.“

Im Jahre 387 starb Monica am neunten Tage ihrer Krankheit, im 56. Jahre ihres Lebens. Ihr Leib wurde zuerst in der Kirche der hl. Aurea zu Ostia beigesetzt, im Jahre 1430 aber über Auftrag des Papstes Martin V. in die Augustinerkirche nach Rom übertragen, wobei mehrere Wunder an Kranken geschehen. Ihr Fest wird am 4. Mai gefeiert.

Rundschau in den Missionen.

Europa.

In England in Plymouth kehrte ein protestantischer Pfarrer mit seinen fünf Hilfsgeistlichen zur katholischen Kirche zurück. — Von den fünf Millionen Einwohnern Schottlands gehören $1\frac{1}{2}$ Millionen keiner Kirche an, 3 Millionen theilen sich unter 15 protestantische Secten, während die katholische Kirche etwa 500.000 Anhänger zählt.

Der in Deutschland vor mehr als dreißig Jahren gegründete St. Raphael sverein, der zum Schutze der Sitten und des Glaubens der deutschen Auswanderer diesseits und jenseits des Oceans Vertrauensmänner unterhält, hat schöne Erfolge seiner Wirksamkeit aufzuweisen. Bis zum Jahre 1900 hatte der Verein in Hamburg, Bremen, Antwerpen und Rotterdam 651.357 Schützlinge, von denen fast alle dem vor Abgang jeden Schiffes stattfindenden Gottesdienste beimohnten und 98.350 die hl. Sacramente empfingen. Da die Zahl der deutscher Auswanderer im Abnehmen begriffen ist — während sie sich noch im Jahre 1880 auf etwa 200.000 belief, betrug sie im Jahre 1899 nur 23.740 — verlegte sich der Verein in den letzten Jahren auf die katholischerseits leider vernachlässigte Seemannsmission.

Der St. Josefs-Missionsverein, der sich die Aufgabe stellt, für die religiösen Bedürfnisse ausgewanderter deutscher Katholiken außerhalb Deutschland Sorge zu tragen und in Lachen seinen Hauptsitz hat, hatte im vergangenen Jahre Missionsstationen in elf Städten, unter andern in Paris, Brüssel, Turin und Moskau, und eine Einnahme von

23.798 Mark, die aber den stets wachsenden Ausgaben nicht genügt.

Asien.

In Jerusalem soll ein neues deutsches Hospiz erstehen und in Verbindung mit ihm eine deutsche Schule für 100 Schüler; in dem gegenwärtigen alten Hospiz ist eine Schule für 39 Knaben, die sich jedoch als viel zu klein erweist. Der Plan zu dem neuen Hospiz gieng vor kurzem aus der Hand des Diöcesanbaumeisters von Köln, des Architekten Herrn Heinrich Renard hervor und fand vollen Beifall sowohl des Papstes als des deutschen Kaisers. Das ganze Grundstück, das der Deutsche Verein vom hl. Lande im vorigen Jahre zu diesem Behufe erworben hat, umfaßt 8300 Quadratmeter. In der Mitte des neuen zweistöckigen Hauses kommt die Kapelle zu stehen. Der rechte Flügel des Baues wird das Pilgerhaus aufnehmen und die Wohnung für etwa 20 Schwestern, die mit der Haushaltung betraut werden. Im Pilgerhaus werden 160, bei großem Andrang jedoch bis 300 Pilger beherbergt werden können; den linken Flügel des Gebäudes wird die Schule bilden. Die voraussichtlichen Kosten des ganzen Neubaus werden mit 400.000 Mark kaum gedeckt werden. Das alte Pilgerhaus wird zu einem deutschen Krankenhause umgewandelt werden.

Aus Armenien mehren sich die Klagen über die Verfolgung der Armenier seitens der mohamedanischen Kurden. Nicht genug, dass den armenischen Bauern alle Habe geraubt wurde, wurden auch an den armenischen Frauen und Mädchen grauenhafte Gewaltthaten verübt.

Aus Vorderindien kommen erfreuliche Nachrichten. Die Zahl der Zöglinge am St. Josefscolleg in Tritschinopoli (Madura) ist auf 1800 gestiegen; das St. Moysi-Colleg in Mangalor zählt 450, das St. Josefs-Colleg in Dardschillag 207 Zöglinge. — Einen bedeutenden Aufschwung hat die syromalabarische Kirche aufzuweisen. Während sie am Ende des 18. Jahrhunderts nicht über 150.000 Katholiken, etwa 100 Pfarrkirchen und nicht ganz 150 Priester zählte, umfaßt sie heute 300.000 Katholiken mit 223 Kirchen und 75 Kapellen, 465 Weltpriester und 56 Seminaristen unter 2 apostolischen Vicaren (seit 1887), 10 Carmeliterklöster mit 105 Patres und Brüdern, 12 Frauenklöster mit 133 Nonnen. Für den Unterricht sorgen zwei englische Hochschulen und 4 Mittelschulen, sowie 12 Pensionate mit 374 Zöglingen. Einheimische Elementarschulen gibt es 738 mit 18.619 Knaben und 12.994 Mädchen. Für die katholische Presse arbeiten 2 Druckereien. Heidentausen gab es im vergangenen Jahre 1280.

Von Ceylon wird aus Manlotte die Rückkehr von 200 Jakobiten zur römischen Einheit gemeldet.

In China haben die europäischen Großmächte die Boyer und die hinter den Coulissen gegen die Fremden arbeitende Kaiserin zur Reize gebracht und allmählich tritt wieder Ruhe ein. Aber auf wie lange? Treffend spricht sich über die Lage der Bischof von Anzer in einem Schreiben aus, daß die internationale Expedition ein tiefes Gefühl des Hasses und der Rache zurücklassen werde, und daß die Mission und ihre Angehörigen für alles das zu büßen haben werden, was China zu Recht und Unrecht von den Fremden erlitten hat. Im übrigen liegt die Zukunft meiner und der gesammten katholischen Mission Chinas, wie diejenige dieses „alten Reiches der Mitte“ wie ein verhülltes Räthsel vor uns —.

Aus Japan's blühendster Diocese Nagasaki werden aus dem letzten Jahre 2096 Tausen gemeldet, darunter 432 von Erwachsenen und 320 von sterbenden Heident Kindern. Ein bedeutungsvolles Ereignis für die dortige Mission ist die Vereinigung der Kiu-Kiu-Inseln in den Bereich derselben.

Afrika.

Von der Goldküste wird über die bevorstehende Gründung einer Mission im Innern des Aschanti-Reiches gesprochen. Der apostolische Präfect, der gegenwärtig in Europa weilt, hegt große Hoffnungen für die Mission. „Es unterliegt keinem Zweifel“, sagt er, „daß die englische Regierung, welche das Aschanti-

Reich nun der Colonie der Goldküste als deren nördliche Provinz einverleibt hat, vollkommene Ruhe und Ordnung dort herstellen wird. Dadurch wird das große Hinterland diesmal gänzlich dem europäischen und vor allen Dingen dem christlichen Einfluß dauernd offen gelegt.“ Die englische Regierung steht nun im Begriffe, durch eine Eisenbahnlinie das Innere mit der Küste zu verbinden. Dieselbe wird ihren Ausgangspunkt in der Hafenstadt Sekundee haben. Die Mission ist daher auch schon mit den Häuptlingen von Secundee in Unterhandlung getreten behufs Ankaufes eines passenden Landstückes zu einer Niederlassung, welche für die im Innern zu gründenden Stationen als Procur und Stützpunkt dienen soll.

Aus Belgisch-Congo kommen sowohl von den Prämonstratensern als den Jesuiten erfreuliche Nachrichten. Die ersteren, die seit zwei Jahren am Congo arbeiten, haben seither zwei Stationen gegründet und große Grundstücke urbar gemacht und besetzt; leider fielen dem Klima zwei Patres zum Opfer. — Die Jesuiten berichten vom Vorjahre einen Zuwachs von 39 Schulen und 908 Schülkindern; Tausen hatten sie im verflossenen Jahre 1885.

Am Senegal machte P. Esvan aus der Gesellschaft der Bäter vom hl. Geiste einen prächtigen, vom Islam noch unberührten Negerstamm ausfindig, der sich auch durch eine höhere Gesittung auszeichnen soll; der Missionär spricht mit Wärme und großen Hoffnungen von diesem neuen Arbeitsfelde seiner Gesellschaft.

Vom Cap kommt die betäubende Nachricht über das Ableben der ehrwürdigen Mutter Mauritia, der langjährigen Oberin der deutschen Dominicanerinnen in Südafrika. Geboren im Jahre 1833 zu Grafenau bei Passau, trat Theresia Tiefenbach — so hieß Mutter Mauritia in der Welt — am 8. December 1854 in das Dominicanerinnen-Kloster zu Augsburg. Sie war unter den ersten Dominicanerinnen, die 1877 in Südafrika landeten. „Ihr Name,“ schreibt ein protestantisches Blatt, „wird am Ost-Cap in ehrenvoller Erinnerung bleiben.“

In Britisch-Uganda, wo die Missionäre von Mill-Hill thätig sind, wird Trauriges und Freudiges berichtet. Traurig war die Hungersnoth, die eine Zeit lang in Britisch-Uganda herrschte und große Opfer forderte; erfreulich ist der Fortschritt der Mission. Missionäre sind daselbst 22 thätig; Katholiken zählt man 5654 (gegen 200 im Jahre 1894), Katechumenen 13.048 (gegen 1000 im Jahre 1894). Getauft wurden im verflossenen Jahre 843 Erwachsene und 1234 Kinder.

Aus dem Missionsleben.

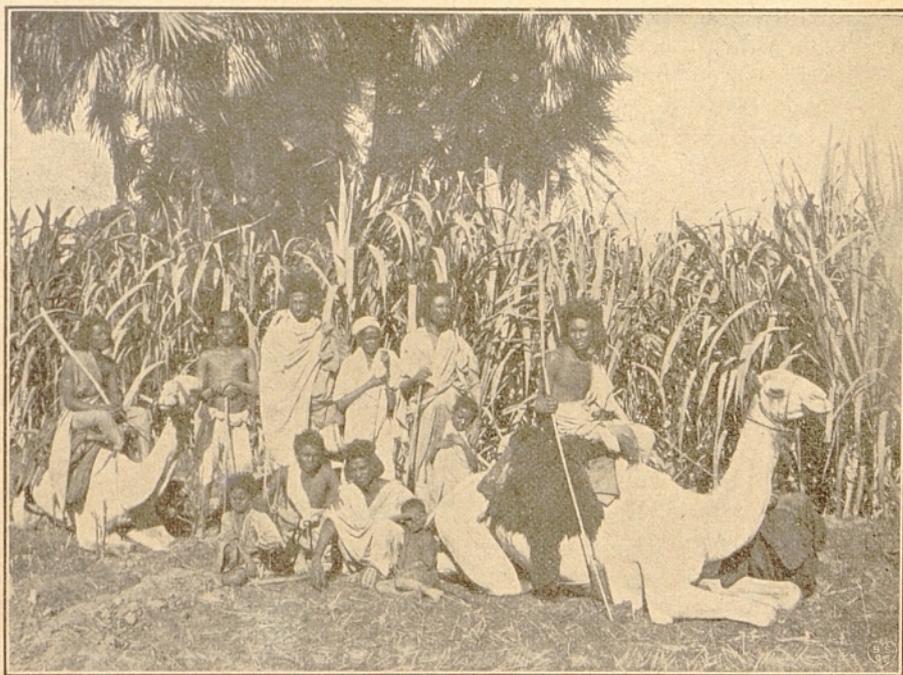
Irrfahrten einer Negerfamilie.

Zines Herbstes wurde in die Neger-Colonie eine aus Zanzibar gekommene Negerfamilie aufgenommen, bestehend aus Vater, Mutter, etwa einer zwölfjährigen Tochter, einer gleichalterigen Sclavin und einem kleineren Knaben. Die beiden Mädchen, Tochter und Sclavin, kamen gleich zu den Negermädchen in das Schwestern-Institut, während die übrigen sich im Negerdorfe ansiedelten. Die Sclavin namens Mabruka, war von schwächlicher Gesundheit und schien mit einer unheilbaren Schwindsucht befallen zu sein; ihre kleine Herrin hingegen war kerngesund. Mabruka war aus Zanzibar gebürtig und stammelte nur einige wenige Worte, die sie von ihren Gebietern erlernt hatte. Sie war in Zanzibar als Wärterin für den erwähnten kleinen Knaben gekauft worden, und diese Stellung ersparte ihr die Mißhandlungen, denen sonst die armen Negerclaven ausgesetzt sind. Die Sclavin hatte vier englische Pfund und ihr Transport ein weiteres Pfund gekostet. Ihre Krankheit machte trotz aller angewandten Heilmittel rasche Fortschritte. Die Herrin, welche sie öfters besuchte, sagte zu den Schwestern, sie sollten nicht zu viel Sorge auf die Kranke verwenden, da dieselbe ja schon öfter solche Störungen der Gesundheit durchgemacht habe, ohne daran gestorben zu sein; es würde ihr im übrigen leid thun, wenn die Sclavin sterben sollte, da sie für dieselbe fünf Pfund ausgegeben habe, die dann ohne Nutzen verloren wären. So ist in Afrika die eigennützige Liebe zu den Sclaven beschaffen, selbst bei jenen Gebietern, welche im Grunde nicht schlecht sind. Die Schwestern gaben sich alle erdenkliche Mühe, um das Leben der armen Sclavin zu retten. Da sie, wie gesagt, wenig von der arabischen Sprache verstand, war es den Schwestern schwer, alle ihre Wünsche zu errathen und zu befriedigen. Da das Uebel immer gefährlicher wurde, mußte man daran denken, sie auf die Taufe vorzubereiten. Mit Hilfe einer Dolmetscherin wurden ihr die hauptsächlichsten Glaubenswahrheiten erklärt. Als man ihr sagte, daß es nur einen Gott gebe, erwiderte sie ganz zutraulich und fast verwundert, daß es auch in ihrer Heimat einen gebe. Als man sie aufforderte, Reue über das Schlimme, das sie im Leben gethan habe, zu erwecken, und man ihr die Neueformel vorbetete, schüttelte sie verneinend den Kopf; auf die Frage, was dieses zu bedeuten habe,

sagte sie zur Dolmetscherin mit kindlicher Einfalt, daß sie im ganzen Leben niemals Böses gethan habe. Ungemein freute sich die arme Kranke, als man ihr erklärte, wer Maria sei, und daß ihr Name Mabruka in Maria umgeändert würde. Sie hatte ein großes Verlangen nach der Taufe und bat mit gefalteten Händen um dieselbe, indem sie erklärte, daß sie als christliches Mädchen leben und sterben wolle. Nachdem sie genügend vorbereitet war, wurde ihr sehnlichster Wunsch erfüllt und sie an einem schönen Sonntag-Morgen getauft. Sie war nun getröstet und die ganze Welt kam ihr schöner vor als jemals zuvor. Sie schien selbst mehr Kraft und Lebensmuth bekommen zu haben, wollte sich ohne Beihilfe vom Lager erheben und sich im Hofe am Anblicke der Blumen erfreuen. Es war jedoch nur ein letztes Aufflackern der durch die Freude über die empfangene Taufe angeregten Lebensgeister. Schon am folgenden Tage verschlimmerte sich ihr Zustand derart, daß eine Schwester die ganze Nacht hindurch Wache bei ihr halten mußte. Die kleine Maria, von argen Schmerzen gequält, umfaßte mit beiden Händen das Crucifix und sprach mit der ganzen Einfalt einer kindlichen Seele mit dem Gekreuzigten, ihm ihre Liebe und Ergebung in seinen Willen ausdrückend. Es schmerzte sie, die Schwester ihretwegen wachen zu sehen. Die Schwester hingegen tröstete sie und sprach ihr vom Himmel, den sie bald, vielleicht schon bei Sonnenaufgang, sehen würde. Maria rief: „O, im Himmel werde ich Jesus sehen und mit ihm sprechen!“ Sie fügte bei, daß sie sich bei Jesus der Schwestern, der Mädchen und aller Neger erinnern und für sie bitten werde. Je mehr sich der Tagesanbruch näherte, desto eifriger sprach die Kranke vom Himmel, und es schien, als stände sie bereits in der Vorhalle des Ortes der Seligkeit und schaute von dort aus die ewigen Freuden, in die sie um 7 Uhr morgens eingieng. Glückliches Sclavenmädchen! Bald nach ihrem Hinscheiden schloß sich ihr früherer Herr als Soldat der Neger-Armee an und zog mit seiner ganzen Familie abermals nach Zanzibar, wohin ihm ohne Zweifel auch die Sclavin hätte folgen müssen, wenn sie am Leben geblieben wäre. Gott wollte sie den Gefahren und Strapazen der mohammedanischen Sclaverei entrücken und ihr in jugendlichem Alter die Seligkeit der Unschuldigen schenken.

Das zweite Negermädchen, das wir erwähnten, heißt Theres Zenab. Dieses Mädchen entstammt einer jener Mischehen zwischen Negern und Arabern, wie sie im Sudan und besonders am rothen Meere so häufig sind. Der Vater, namens Fadlelmula, war vom Negerstamme der Dinka, die Mutter, Nischa, hingegen von arabischer Herkunft, und zwar von Aden. Nach mannigfachen Wanderungen kamen sie nach Aegypten und suchten hier im Negerdorfe unserer Colonie in Gefira Zuflucht. Außer der damals etwa vierjährigen Zenab hatten sie eine zweite Tochter von etwa zwei Jahren, namens Haua. Der Vater,

in ein in der Nähe gelegenes mohammedanisches Dorf über; er gieng jedoch täglich in die Mission arbeiten und, obwohl nicht getauft, war er jeden Morgen der erste bei der heiligen Messe. Als ihm eine dritte Tochter geboren wurde, und man deren baldigen Tod fürchtete, wollte der gute Neger sein Kind aus eigenem Antriebe sofort taufen lassen, damit es christlich sterbe. Die Neugeborene erhielt den Namen Charitas, starb jedoch nicht gleich, sondern erst nach zehn Monaten. Der gute Vater nahm in seiner Einfalt die kleine Leiche, trug sie zum Schwestern-Institut der Negercolonie und übergab sie den Schwestern,



Afrikanische Nomaden.

ein einfacher und ruhiger Mann, gieng fleißig seiner Arbeit nach und war vollauf zufrieden mit dem Aufenthalt in der Mission. Nischa hingegen, eine unruhige und unbeständige Araberin vom Schlage der Nomaden und nicht weniger eine fanatische Muslimannin, hielt es nicht lange in der Colonie aus und ruhte nicht, bis sie ihren Mann zum Verlassen derselben beredet hatte. Fadlelmula, welcher die Mission und christliche Religion bereits liebgewonnen hatte, gab nur mit schwerem Herzen der ungestümen Gattin nach und siedelte mit seiner Familie aus der Colonie

indem er sagte, das todte Kind gehöre ihnen, indem sie ihm durch die Taufe den Himmel erschlossen hätten. Bald nachher gelang es ihm auch, seine Gattin zur Rückkehr in die Mission zu bewegen, wo die Familie natürlich bereitwilligst wieder Aufnahme fand. Aber der Nomadentrieb und der Christenhasß der Frau hielt es auch diesmal nicht lange in der Colonie aus, und der Gatte gab ihr nach. Die Familie suchte ihr Glück in der Provinz Fajum, mehrere Tagereisen von Kairo entfernt. Die Strapazen und der Hunger, den sie dort auszustehen hatten, erweckten in ihnen

gar bald Neue über den unternommenen Schritt und zugleich die Sehnsucht nach der Neger-Colonie; dazu kam die Sorge um die zwei kleinen Töchter, die nicht nur viel Hunger leiden mußten, sondern inmitten einer verkommenen mohammedanischen Umgebung großen Sorgen ausgesetzt waren. „Wie ruhig und friedlich leben doch die Neger in Gesira! Wie gut werden die Mädchen bei den Schwestern behandelt und erzogen“, so dachten die beiden Eltern und entschlossen sich, aus der Provinz Fajum wieder nach Kairo zurückzukehren. Die Familie hat abermals um Aufnahme in die Colonie Gesira und erhielt sie auch! Die beiden Eltern siedelten sich wieder im Negerdorfe an, während die zwei Töchter von den Schwestern in Erziehung genommen wurden. Zenab, das ältere Mädchen, ließ das Beste hoffen. Sie hatte vom Vater mit den Gesichtszügen auch die Einfachheit und Jügsamkeit ererbt. Aus ihrem Ausdruck leuchtete das Lächeln der Unschuld und jene Reinheit der Sitten, die so leicht erkenntlich ist selbst hinter der Hülle der pechschwarzen Haut der Neger; geweckt und verständig, zeigte sie einen für ihr Alter ungewöhnlichen Ernst. Die Cholera, welche in diesem Jahre fast ganz Aegypten heimgesucht, brachte viel Leid über die Familie Zenaba's. Die Epidemie befiel den Vater Fadlemlula und raffte ihn innerhalb vier Tagen hin. Unbeschreiblich war der Schmerz des Mädchens, das den kranken Vater häufig besuchen wollte, aber vor Wehmuth ihm kein Wort sagen konnte. Sie hatte jedoch den Trost, daß der Vater

vor dem Tode noch wohl vorbereitet die heilige Taufe empfieng, welche ihm, so hoffen wir, den Himmel erschlossen hat. Von da ab befand sich Zenab nicht mehr wohl, ein Fieber nagte an ihren Kräften, ohne daß man eigentlich wußte, an welcher Krankheit sie leide. Der Schmerz um den Vater hatte ihr auch körperlich geschadet. Indes bat sie wiederholt inständig um die Taufe und beschwor ihre Mutter, die Einwilligung dazu zu geben; sie wollte, sagte sie, als Christin sterben, wie ihr Vater; Gott erhörte das Flehen des Kindes, und er, der die Herzen der Menschen in der Hand hat, ließ plötzlich in der Gesinnung der Mutter eine derartige Aenderung eintreten, daß sie selbst nicht nur für die Tochter die Taufe verlangte, sondern auch für sich und die kleinere Hana. Diese nebst der Mutter werden noch auf die heilige Taufe vorbereitet, während Zenab auf den Namen Theres getauft wurde. Die kleine Christin gibt durch Frömmigkeit und musterhaftes Betragen den übrigen Negermädchen ein schönes Beispiel, unterrichtet mit großem Eifer die eigene Mutter und die kleine Schwester im Katechismus und wünscht mit Sehnsucht den Tag herbei, an dem auch Mutter und Schwester die Taufe erhalten werden. Möge ihr Gott dieses Glück bescheeren und so ihre Freude voll machen! Wahrlich, nichts ist trostreicher und erhebender für einen Missionär, als das so mannigfache Wirken der göttlichen Gnade bei der Rettung der Negerseelen zu verfolgen; man greift dabei sozusagen mit Händen die Einflüsse Gottes.

Hat sich Taufe und Tod geholt.

Vor einiger Zeit,“ schreibt P. Laane aus Uganda, „erschien gegen Sonnenuntergang ein alter Mann in der Mission. Derselbe mußte einen langen Weg zurückgelegt haben, denn er war ganz erschöpft, der Schweiß troff in dicken Tropfen von der Stirn, Gesicht, Schulter und Brust herab. Nach beiläufiger Berechnung zählte der Greis wenigstens 90 Jahre.

Anfangs konnte der Alte vor Müdigkeit kein Wort hervorbringen. Ich ließ ihm ein Glas Bananenbier, ein Stückchen Fleisch und einige Bataten vorsetzen. So erholte sich der Mann nach und nach, und ich fragte ihn: „Väterchen, was wünschst du?“ „Ich möchte gern getauft werden. Den ganzen Tag habe ich gereist, bergan, bergab und durch Flüsse. Ich will auch in den Himmel kommen, aber mir muß schnell geholfen werden, denn ich bin alt.“ Nun stellte sich heraus, daß der Mann zwar von unserer heiligen Religion wußte, denn er hatte hin und wieder davon gehört, aber ich wollte ihn erst noch gründlicher damit bekannt machen, ehe ich ihm die

hl. Taufe spenden würde. So bat ich ihn, er solle einige Tage bei uns in der Mission bleiben, und ordnete an, daß ihm eine Schlafstelle in der Küche zurechtgemacht werde.

Es war inzwischen spät geworden, und so begab sich ein jeder zur Ruhe. Ungefähr um zehn Uhr — ich hatte mich noch nicht gelegt — kam der Küchenmeister zu mir herein und bat, ich möchte doch einmal mitgehen, der alte Mann in der Küchenstube geberde sich so sonderbar, er sei gewiß krank. Sofort gieng ich hin und fand den Greis keuchend und schluchzend. Ich fragte ihn denn: „Was fehlt dir, guter Mann?“ „Vater, Leibschmerz, Kopfweh und in der Brust sticht es mich gar so sehr!“ Ich schloß daraus, der Mann sei gefährlich erkrankt und erklärte ihm nochmals die Hauptwahrheiten unserer Religion. Nachdrücklicher als zuvor und voll Begeisterung verlangte er nach der Taufe: „Ich will ein Kind Gottes werden! Wenn du mir helfen kannst, so habe doch Mitleid mit mir. Ich entfage dem Heidenthum und

dem Teufel auf immer! Ich will sterben als Kind Gottes!" Dann stockte seine Stimme und entkräftet sank er auf sein Lager zurück. Ich durfte nicht länger zögern, denn sonst kam ich vielleicht noch zu spät. Somit ließ ich Wasser herbeiholen und taufte den armen Kranken. Er sah mich überaus beglückt an, als ich ihm den Namen Petrus beilegte, denn er hatte gehört, daß dies der Pförtner des Himmels sei, und nun war er dessen gewiß, daß ihm der Eingang des Himmels nicht verweigert werden könnte. Nach der heiligen Handlung legte ich mich schlafen und überließ den erfreuten Greis der Sorge des

treuen Koches, mußte ich mir doch Kräfte sammeln für den nächsten Tag.

Sobald ich erwachte, galt mein erster Gang meinem Neugebauten. Sein Zustand hatte sich körperlich noch verschlimmert. Sobald er mich wahrte, fieng er wieder an zu schluchzen. Er konnte nicht mehr reden, aber sein Blick bekundete deutlich seine innere Zufriedenheit. Noch vor Anbruch der Nacht starb er. Ein paar Schläge auf die große Trommel — da wir noch keine Glocke besitzen — waren das Grabgeläute, das den noch gerade im rechten Augenblick getauften Greis zu seiner letzten Ruhestätte begleitete.

Der Missionär als Brautwerber.

Ein Missionär erzählt: „Ein kräftiger, untersehter Bauer kommt neulich zu mir herein und bringt drei schwarze, schüchterne Bauernmädels mit sich. Sein Auge leuchtet vor Freude und im muntersten Frohsinn spricht er: „Vater, nun bin ich so reich wie ein König. Ich möchte mich verheirathen und nun bitte ich Sie, uns dafür einzuschreiben.“ „Wer ist denn deine Auserwählte? Wo ist sie denn?“ „Hier, Vater!“ und zugleich deutet er auf die drei mit der Hand. „Aber, lieber Mann, du weißt doch, daß du dir nur eine Frau nehmen darfst, ich kann dich doch nicht mit allen drei trauen!“ „Ah, so, gewiß weiß ich dies, Vater, alle drei lieben mich und ich mag sie alle drei gleich gern. Ich weiß nicht, welche Wahl ich treffen soll. So habe ich denn alle drei

hergeführt. Sie werden schon die Wahl für mich treffen.“ Da konnte ich mich nicht mehr halten, der Spaß war zu köstlich; ich saßte mich aber bald wieder und nahm die Sache ernst. Eine kurze Prüfung ergab schon bald, daß die zweite Candidatin am besten ihren Katechismus kannte. Diese wurde also eingeschrieben als Verlobte und die zwei anderen schickte ich mit einer Hand voll Rauchtabak nach Hause. Die Durchgefallenen waren zwar ein wenig verlegen, daß sie aus diesem Grunde haben abgewiesen werden müssen, allein sie schienen sich in ihr Schicksal zu ergeben, denn sie nahmen sich ernstlich vor, jetzt noch besser ihren Katechismus zu lernen, da sie nun den Wert dieser Kenntniss besser einsahen.

„Ihre Mutter?“

Vor einiger Zeit — schreibt ein Missionär aus Ostafrika — kamen zwei kleine Kinder zu mir und erbaten sich von mir ein Paar Kauri (Muscheln), die innerafrikanische Münze, mit der man sich Speise kauft. Die Knäblein trugen jedes die Hälfte einer Ziegenhaut um die Hüfte, beide hatten seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt, und sahen aus, als hätten sie sich in den letzten zwei Jahren nimmermehr gewaschen. Die armen Burschen! Ich gab ihnen für das gemeinschaftliche Mahl fünf Muschelschalen, was genau hinreichte für zwei große Bataten (kartoffelähnliches Gewächs), die in der glühenden Asche geröstet werden. Außer sich vor Freude stürmten sie hinaus und eilten auf den Marktplatz. Ich war froh, daß ich den hungrigen Kerlchen hatte

helfen können. Dies war etwa um zehn Uhr morgens geschehen. Um zwölf Uhr begeben sich zur Liebfrauenkapelle, um dort meine Andacht zu verrichten. Und was sehe ich? Beide sitzen dort vor dem Muttergottesbilde auf den Knien und beten recht andächtig. Ich komme an dem Opferkörbchen vorbei und finde darin drei meiner Kauri. Sobald ich aus der Kapelle gehe, eilen die zwei mir nach: „Vater, wir haben eine Batate für uns zwei gekauft, die andere ist für die Mutter!“ „Wer ist denn euer Mutter? Wo ist sie, hat sie denn auch gehungert wie ihr?“ „Wir haben keine andere Mutter mehr, als Unsere Liebe Frau im Himmel!“ Nun war mir erst alles klar.

Bekehrung einer Muselmännin.

Einem Briefe einer Missionschwester in der Negercolonie Gefira entnehmen wir:

Wir lebten noch ganz unter dem Eindruck der wunderbaren Bekehrung einer armen schwarzen Musel-

männin, die, nach wiederholten Gebeten zur Mutter Gottes von Pompeji, ganz unerwartet die Taufe verlangte und nachher ebenso unerwartet starb, als am 7. September eine andere Unglückliche kam und um

Aufnahme in unser Institut bat. Sie trug in den Armen ihr 6 Monate altes Kind, ein Mädchen, arg heruntergekommen und einem Leichnam ähnlich; an der Seite hatte sie ein Mädchen von etwa 6 Jahren. Mutter und Kind kamen aus dem nahen Dorf und waren mit einer wohlbekannten Heze Habscha Hava verwandt. — Hava, so hieß die Schwarze, erzählte uns gleich in wenigen Zügen ihre Leidensgeschichte. Gondokoro am weißen Nil war ihr Geburtsort. Sie gehörte zum Stamme der Dinka. In früheren Jahren hatte sie Bekanntschaft gemacht mit einigen Gefangenen, welche die ägyptische Regierung den weißen Nil hinausschickte, und verheiratete sich dann mit einem dieser Ehrenmänner. Auf die Nachricht vom Aufstande des Mahdi konnte Hava mit ihrem Manne noch davontkommen und Chartum glücklich passieren. In Kairo kamen sie erst nach langen Strapazen an. Hier ließen sie sich im Dorfe Eschisch nieder. Aber schon nach kurzem Aufenthalt erkrankte der Mann Haras, an dessen Schuld kein Mensch mehr dachte. Sterbend empfahl er sein Weib einem seiner Freunde mit Namen Abdu, einem Bruder der berüchtigten Heze. Obwohl schon mit ein paar Weibern versehen, hatte dieser keine Schwierigkeit, auch noch Hava zu sich zu nehmen. Für die Arme begann nun ein Leben wie in der Hölle. Ihr Beschützer oder Gemahl mit sammt seinen Weibern behandelten sie in wahrhaft grausamer Weise. Die Krankheit, die an ihr zehrte, war nur eine Folge der vielen Prügel, die sie bekommen. So gieng es eine gute Zeit fort, bis Abdu wegen Betrügereien sich ein paar Jahre Gefängnis zuzog. Die schlechte Behandlung, anstatt abzunehmen, nahm nun sogar zu, sodafs sich die Arme gezwungen sah, bei den Bekannten da und dort herumzubetteln. Da sie aber auch bei diesen nur Beschimpfungen und Grobheiten zu hören bekam, entschlofs sie sich endlich, von der Vorsehung in die Enge getrieben, in die Mission zu kommen in der Hoffnung, dort nicht nur den Lebensunterhalt, sondern auch noch die Heilmittel für ihre und der kleinen Kinder Krankheit zu finden. Der Obere, nachdem er ihre Lebensgeschichte gehört, machte keine Schwierigkeit und überließ die Arme der liebevollen Pflege der Schwestern. Vor allem war die Frau zu kleiden. Ihre Kleidung bestand nämlich aus 4 Pfund Lumpen und 5 Pfund Schmutz.

Der Zustand Haras war gefährlicher, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte. Alle Mittel, die der Arzt verschrieb, waren wirkungslos; das Uebel schritt unerbittlich vorwärts und, was uns am meisten wehe that, die Kranke wies jedes Sprechen über Gott und Religion zurück. So blieb nun nichts anderes übrig, als mit Gebeten und anderen guten Werken

zur Mutter Gottes von Pompeji Zuflucht zu nehmen, die in ähnlichen Lagen schon so oft ihre Macht in wunderbarer Weise gezeigt hatte. Besondere Gebete stiegen zum Himmel, und zu gleicher Zeit spähte man den günstigen Augenblick aus, um einigen guten Gedanken in jenem verfinsterten Geiste Licht zu machen. Unser Gebet war nicht umsonst. Eines Tages boten wir Hava eine Medaille der Mutter Gottes an; sie wies selbe nicht zurück, sondern gab sie der Schwester, damit man sie ihr um den Hals hänge. Darauf verlangte sie den Oberen, aber merkwürdigerweise nicht für sich, sondern für ihr älteres Kind, damit er ihm Wasser über den Kopf gieße. Sie hatte den Glauben, das es hierdurch frei werde. An ihr kleines Kind dachte sie mit keinem Gedanken mehr; für sich selbst forderte sie die Taufe mit keinem Worte. Als man in Eschisch hörte, das Haras Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmere, kamen einige Bekannte herüber, um ihr die Ueberfiedelung dorthin anzurathen vor dem Sterben. Die Kranke hörte das Geschwätz derselben nicht lange an, sondern jagte sie weg. Hiemit war jedoch nicht gesagt, das sie nun auch die Religion derselben verworfen habe. Eines Tages, als es ziemlich schlimm mit ihr gieng, fragte die Schwester, ob man nicht den Oberen rufen solle und ob sie sich nicht taufen lassen wolle. Darauf antwortete Hava entschieden: „Ich will weder das eine noch das andere, oder glaubst du vielleicht, das ich eine Schwester werden wolle wie du.“ „Das brauchst du nicht,“ erwiderte die Schwester; „es genügt, das du eine wirst, wie deine Landsmännin, die du an deiner Seite hast (eine alte christliche Negerin).“ „Nicht einmal das will ich, es genügt mir zu beten: Herr, Herr —“ und wollte nichts mehr hören, worauf die Schwester sich entfernte. Kurz nachher kehrte sie zur Kranken zurück und gab ihr ein Glas Wasser zu trinken, in welchem ein gesegnetes Rosenblatt der Mutter Gottes von Pompeji gelegt worden war und siehe die Gnade Gottes: Hava, bisher so widerspenstig, bat ganz von selbst um die hl. Taufe, die ihr vom Oberen nach einigem Unterricht über die hauptsächlichsten Wahrheiten unseres hl. Glaubens ertheilt wurde. Maria, so wurde sie getauft, lebte noch drei Tage und erbaute in dieser Zeit alle, die sich ihr näherten, durch die ruhige Ergebung, mit der sie ihr Leiden hinnahm. Am 28. September in der Frühe hauchte dann die Neugeborene ihre Seele aus.

Es wurden die Bekannten der Todten herbeigerufen und mit ihnen erschien alsbald eine Schar von Weibern mit der Heze an der Spitze und vier Männer mit einem Angareb oder Bettgestelle im Institute, um

den Leichnam mit sich zu nehmen. Während Weiber und Männer vor der Thüre des Institutes standen, wurde gerade die Seelenmesse für die Gestorbene gelesen. Erst nachdem die Messe zu Ende und für die Seele der Verstorbenen gesorgt war, wurde das Thor geöffnet, und man ließ nun die Weiber und Männer für den Körper sorgen. Alle drängten sich ins Krankenzimmer, auch die Here, die damals zum erstenmale den Fuß in unser Haus gesetzt hatte, und nachdem sie die Todte eine Zeit lang betrachtet, rief eine der Weiber aus: „Es steht geschrieben, dass wir alle hier sterben werden.“ Sie wollte vielleicht hiermit

auf die vielen Landsleute anspielen, die schon im Institute gestorben sind.

Darauf wurde die Todte auf das Angareb gelegt und der Trauerzug setzte sich in Bewegung, diesmal ohne das herkömmliche Geschrei, weil Hara ja als Ungläubige gestorben und ihre Religion verrathen hatte und deshalb nur Mitleid verdiente.

Möchten sich die Worte jenes Weibes als Prophezei erweisen! Die zwei Kinder der Verstorbenen sind noch bei uns; die Kleinere davon wird bald ihre Mutter im Himmel wiedersehen.

Die Negerin Bachita.

Bachita wurde zu Diga im Gebiete der Njam-Njam geboren. Ihr Name war dort Dakani. Vater und Mutter starben früh weg, und so kam die Waise ins Haus der Großmutter, wo sie ein ganz einfaches und ruhiges Leben führte. Leider änderten sich bald die Tage für Dakani. Eines Tages, als Groß und Klein mit Tänzen und anderen Spielen, eines der Feste des Stammes feierten, brach auf einmal eine Bande von Dschalabbas wie ein Blitz aus heiterem Himmel ins Dorf, um die durch Spiel und Tanz betäubten Einwohner zu Sklaven zu machen. An einen Widerstand war nicht zu denken. Nur wenige Personen konnten im Gewirre des Abfangens und Fesseln entkommen, darunter auch Dakani. Andere ihres Alters wurden bei den Füßen genommen und gegen große Steine geworfen, verschiedene wurden an den Füßen aufgehängt und mit Lanzen durchbohrt. Dakani entging solcher Grausamkeit, nicht jedoch dem Schicksal der Sklaverei. Einige Uebelwollende hatten sie ins Haus der Großmutter fliehen sehen und benachrichtigten davon die Räuber. Die arme Alte mußte das Mädchen herausgeben. — Hart war der Weg für die Unglücklichen bis nach El-Obeid, wo der Sklavenmarkt war. Dakani wurde hier zusammen mit einem anderen Mädchen von einem Dschalabba gekauft und giengen mit ihm in sein Haus über. Die übrigen setzten den mühevollen Marsch fort. — Nach einiger Zeit jedoch verkaufte der Dschalabba seine Sklavinnen wieder. Dakani mußte nun mit einem neuen Herrn den Weg nach dem Rothen Meer antreten. Von dort wurde sie auf einer „Dahabia“ nach Djedda (Hafenstadt von Mekka) eingeschifft. Während der Ueberrfahrt war Dakani mit anderen Schicksalsgenossinnen im entferntesten Winkel des Schiffes unter Waren und Schiffsgeräth verborgen. Zum Glück hatte ein Dampfer in geringer Entfernung beobachtet das Einschiffen der Sklavinnen mit ange-

sehen. In Suakim angekommen, benachrichtigte er davon die Regierung, welche alsbald ein Schiff aus sandte auf der Suche nach der Dahabia. Sie wurde bald entdeckt, von den Commissären des Jagdschiffes bestiegen und sammt ihren Besitzern in Beschlag genommen, die Sklavinnen hingegen wurden befreit und den Soldaten in Suakim zu Frauen gegeben.

Dakani kam an einen Neger Namens Ahmed und nannte sich von nun an Bachita. An der Seite des neuen Gemahls gieng sie bald nach Kairo und von dort nach Sanfibar. Hier starb Ahmed und Bachita kehrte mit ihrem Kinde „Fadschialla“ wieder nach Kairo zurück. Bei der Brüderlichkeit und Gastfreundschaft ihrer Landsleute hatte sie hier bald ein Unterkommen gefunden; allerdings nur auf kurze Zeit, denn der Bekannte, welche ihr Beherbergung gab, wollte auf einmal bezahlt sein. Bachita hatte kein Geld mehr, und so mußte sie, was sie an Armspangen und Kleidern besaß, einsetzen. Es blieb ihr nun nichts anderes übrig, als auf den Bettel zu gehen. Auch der kleine Fadschialla mußte des Morgens ausgehen, um für die Mutter Almosen zu sammeln. Eines Abends erwartete jedoch die Arme vergebens ihren Sohn mit dem Almosen. Niemand konnte Auskunft über seinen Verbleib geben. Wahrscheinlich wird ihn das Schicksal so vieler Knaben in der Weltstadt Kairo getroffen haben, nämlich geraubt zu werden und nie wieder zum Vorschein zu kommen.

Auf ihren Bettelreisen kam Bachita auch nach Eschisch, wo sie von unserem Institute hörte und auch gleich um Aufnahme in dasselbe bat. Sie wurde aufgenommen, ist jetzt über alles glücklich und zufrieden und hat sich in das Leben des Hauses schon gut eingewöhnt. Eine Medaille der Mutter Gottes von Pompeji hat sie ganz gern angenommen und weiß auch schon einige Gebete, die sie auch des Nachts, wenn kein Schlaf über sie kommt, verrichtet. Die Medaille scheint bereits ihre Wirkung gethan zu

haben, weil die Arme so in aller Einfachheit und mit Vertrauen der Mutter Gottes ihre Leiden und Bedürfnisse auseinandersetzt.

Die Mutter Gottes von Pompeji wird nicht

jögern, hoffen wir, Bachita sich ganz ihr zu eigen zu machen, und die Barmherzigkeit Gottes wird wieder einmal als Eigenthum und Anrecht der Armen und Verlassenen erscheinen.

Schwierigkeiten bei Befehung von Muselmännern.

Bekanntlich sind die Befehungen von Muselmännern recht selten und schwierig. Zu dieser bekannnten Erfahrung aller Glaubensboten bietet auch folgendes, das wir dem Briefe einer Missionschwester in Assuan entnehmen, einen Beitrag:

„Wiemohl die Resultate, die wir gegenwärtig mit der Gnade Gottes erhalten, noch etwas mager sind, dürfen wir uns doch der sicheren Hoffnung hingeben, daß in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft eine Besserung eintreten wird. Wir haben auch muselmännische Mädchen ins Haus aufgenommen, die gar nicht schlecht anfangen. Der gute Samen, der in ihre zarten, jungen Seelen, inmitten der guten Beispiele, unter denen sie leben, ausgestreut wird, bringt schon ganz schöne Früchtchen. Sie lieben die Mutter Gottes, beten zu ihr und zeigen sich nicht mehr wie zuvor, an den Uebungen ihrer Religion hängend. Dieses Jahr hat nicht einmal eine gefragt, das große Fasten des „Ramadan“ draußen mitmachen zu dürfen. Sie ziehen unsere Feste mit ihren unschuldigen Freunden dem Geräusch und der ausgelassenheit ihrer Feste vor. In der Kirche führen sie sich gut auf, sind ruhig und aufmerksam und geben selten zu Klagen Anlaß. Von der hl. Messe verstehen sie die hauptsächlichsten Theile.

Wir haben unter anderem ein Mädchen im Hause, das oft um die hl. Taufe bittet. Aber bei all ihrer Güte kann man ihr hierin noch nichts zu Gefallen thun. Ihre Eltern würden sie augenblicklich aus dem Hause thun, wenn sie hiervon wüßten.

Vor einiger Zeit hatten wir eine muselmännische Frau, die zusammen mit ihren zwei Kindern in unseren Lehmhütten wohnten. Vor zwei Monaten starb nun das größere der Kinder, worauf sie mit dem kleinen, das dieselbe Krankheit bekam wie das Brüderchen, das Haus, ohne etwas zu sagen, verließ. Jedenfalls, damit nicht auch dieses ihr Kleinod bei

den „Ungläubigen“ (so werden wir von ihnen genannt) sterbe. Wir wissen aber, daß es jetzt schon gestorben und im Himmel ist. — Neben uns wohnt eine arme Alte, deren ganzer Reichthum auf dieser Welt in einer Henne besteht. Sie lebt von dieser Henne, wie die Henne ihrerseits wieder von dem lebt, was ihr die Alte gibt. Jedesmal, wenn sie sieben oder acht Eier beisammen hat, kommt sie zu uns, um ihre Pfaster dafür zu erhalten. Ja oft, vom Hunger gezwungen, kommt sie schon, bevor die Henne wieder sieben Eier gelegt hat, um den Preis dafür zu erbitten. Wir haben ihr verschiedene Male gesagt: „Anstatt ein so mühevolltes Leben zu führen, komme doch und lebe mit uns. Du hast dann zu essen, wir verschaffen dir Stroh, um Geflechte daraus zu machen; wenn du krank bist, pflegen wir dich; es wird dir nichts fehlen und in Frieden wirst du deine Tage endigen.“ Sie aber antwortet immer: „Ich kann nicht. Ihr könnt mir ja das Almosen auch geben, wenn ich an eurer Seite wohne, und Mohammed wird euch dann, hoffe ich, da ihr so gut seid, nicht in die Hölle verjagen. Wenn ich zu euch hinüberginge, würde er mir fluchen.“ Man sieht, die Unwissenheit dieser Leute verdient Bedauern, und es ist sehr schwer, wegen ihrer Hartnäckigkeit Einfluß auf sie zu gewinnen. Nichtsdestoweniger wollen wir noch Hoffnung bewahren für die Alte, da sie ein gutes Herz hat, aufrichtig, heiter und sehr thätig ist für die Kranken in der Nachbarschaft. Vielleicht wenn ihre Henne nicht mehr ist, daß sie bei uns einkehrt. Jedenfalls wird sie sehr schwer eine andere erhalten.

Die Leser sehen hieraus, wie sehr wir das Gebet der Wohlthäter nöthig haben, um ein wenig Gutes bei den Armen zu erreichen. Wenn man etwas erzielt, ist es einzig nur durchs Gebet und die Werke der Nächstenliebe.





Die katholische Kirche im britischen Reiche.
Das „Catholic Directory“ weist hin auf das anhaltende Wachsthum der katholischen Kirche in allen Theilen des britischen Reiches. In demselben sind heute 28 Erzbisthümer, 105 Bisthümer, 27 apostolische Vicariate und 12 apostolische Präfecturen; die Gesamtzahl der unter britischer Herrschaft stehenden Katholiken beträgt $10\frac{1}{2}$ Millionen, wovon 5,415,000 auf das vereinigte Königreich fallen.

Die katholische Kirche in den Verein. Staaten.
Nach den neuesten Ausweisen beträgt die Zahl der Katholiken 10,774,987 (645,312 mehr als im Vorjahre). Die Hierarchie besteht aus 13 Erzbischöfen, 680 Bischöfen und apost. Vicaren, 8977 Weltgeistlichen und 3010 Ordensgeistlichen. Katholische Universitäten zählt man 8, Priesterseminare 76, Alumnus 3395; Knabencollegien 183, Mädchenpensionate 667, Pfarrschulen 3812, Waisenhäuser 247. Gesamtzahl der Kinder in den katholischen Anstalten 1,055,631.

Statistisches aus den Missionsgesellschaften.
Die Jesuiten leiteten im Jahre 1899/1900 17 Collegien mit einer Schülerzahl von 4653. Auf Vorderindien entfallen 6 Collegien mit 3222 Schülern und zwar 2267 Christen, 506 Parsis, 274 Hindus, 158 Mohammedanern und 17 Juden. In den Verein. Staaten leiten die Jesuiten 4 Collegien mit 575 Schülern, in Brasilien 4 Collegien mit 648 Schülern, in Chile 1 mit 50 und in Dänemark 2 Collegien mit 158 Schülern.

Die christlichen Schulbrüder, das Werk des hl. Joh. B. La Salle, deren Zahl nunmehr über 20.000 beträgt, leiten in den verschiedenen Ländern Europas 1642 Schulen mit 272,800 Schülern. Nicht minder bedeutend ist ihre Thätigkeit auch in den Missionsländern; so leiten sie im Orient 34 Schulen mit 6460 Schülern, in Asien 14 Schulen mit 4450 Schülern, in Afrika 49 Schulen mit 13,050 Schülern und in Amerika 196 Schulen mit 55,100 Schülern, somit in den sämtlichen Missionsländern zusammen 293 Schulen mit 79,060 Schülern.

Die Lyoner-Missionsgesellschaft, die in Afrika 1 apostolisches Vicariat und 5 Präfecturen versieht, zählt gegenwärtig 150 Priester, 18 Brüder

und 170 Schwestern, darunter befinden sich zahlreiche Deutsche und von diesen 50 Elsässer.

Die Gesellschaft der Weißen Väter, die in Afrika 8 apostolische Vicariate und Präfecturen mit 65 Stationen, 261 Missionäre, 140 Schwestern und 976 Katechisten zählt, weist 59,404 Getaufte und 151,210 Katechumenen auf. Die Zahl der Schulen beträgt 141 mit 6608 Knaben und 2964 Mädchen.

Die Nordtiroler Kapuzinermission in in der apostolischer Präfectur Bettiah in Nordindien zählt 15 Patres und 7 Brüder aus dem Kapuzinerorden, 20 Katechisten und Schwestern vom hl. Kreuze aus Ingenbohl in der Schweiz. Die Mission zählt 3824 Katholiken in 9 Haupt- und drei Nebenstationen, 14 Schulen mit 543 Schülern, 8 Waisenhäuser mit 304 Waisen, 7 Kirchen und 4 Kapellen.

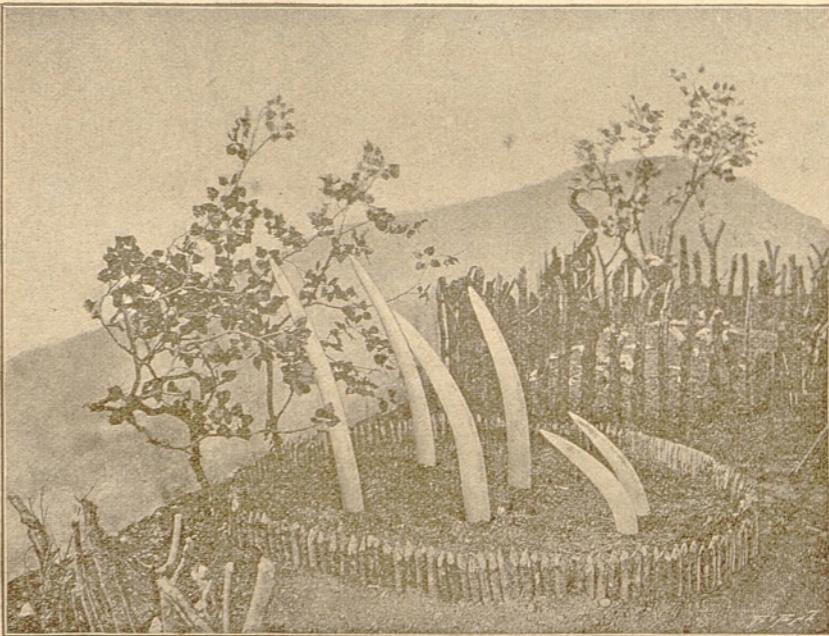
Ein deutscher Missionär in Palästina. P. Zephirin Biever, der Director des deutschen Hospizes am See Genesareth, vollendete im Monat März das 25. Jahr seiner Missionsthätigkeit im hl. Lande. Im Jahre 1876 wurde der damals als Caplan in Ethernach angestellte Priester auf seinen Wunsch hin von dem Bischofe von Luxemburg dem lateinischen Patriarchen in Jerusalem für die Mission überlassen. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes im hl. Lande war Biever als Gehilfe des berühmten Convertiten P. Alph. Mar. Ratisbonne thätig, welcher verschiedene Anstalten zur Erziehung der Jugend gegründet hatte. Später wurde er als apostolischer Missionär nach Madaba zu den Beduinen des Ostjordanlandes gesandt. Die beständigen Gefahren, Strapazen und das rauhe Beduinenleben stellten an den jungen Missionär die höchsten Anforderungen. Seinem unermüdeten Eifer gelang es jedoch, den dortigen Beduinenstamm sesshaft zu machen und die Mission in Madaba zu schöner Blüte zu bringen. Von den 3000 katholischen Beduinen, die es drüben gibt, weiß P. Biever viel Gutes zu erzählen. Die übergroßen Anstrengungen hatten indes während der langjährigen Thätigkeit die Gesundheit des Missionärs derart angegriffen, dass er ein Opfer seines apostolischen Berufes geworden wäre, hätte er länger dort verweilt. Um seine vorzügliche bewährte Kraft der Mission zu erhalten, gewann ihn der damalige Palästina-Verein zur Uebernahme der Stelle eines Seelsorgers für die am herrlichen See Genesareth

gegründete katholische Ansiedlung und betraute ihn zugleich mit der Leitung des dortigen deutschen Hospizes. Seit dem 5. Februar ist nun P. Viever als umsichtiger Verwalter und rastloser Förderer dieser deutschen katholischen Station mit Erfolg thätig, so daß dieselbe, was Fruchtbarkeit und landwirtschaftliche Anmuth betrifft, wohl als Perle der Besitzungen des deutschen Vereines vom hl. Lande bezeichnet werden darf. P. Viever bewirtschaftet dort an der Stelle des alten Rapharnaums mit seinen Leuten, durchwegs Arabern, ein Terrain von 200 Morgen Ackerland, Weideland und Obstgärten sammt

wagen können, zum Christenthum überzutreten. Wie groß das Vertrauen der einheimischen Bevölkerung zu P. Viever ist, von dem sie wissen, daß er Herz und Interesse für ihr Wohl hat, davon sind die Pilger der jüngsten deutschen Männerwallfahrt Zeuge gewesen. Mit der größten Liebe und Hochachtung erlang allenthalben bei den Arabern, wenn sie Viever erblickten, der Ruf „Abuna“ (Vater) und leuchtenden Auges küßten sie ihrem alten Lehrer die Hand.

Die deutschen Pilgerzüge nach dem hl. Lande.

Die erste Frühjahrskarawane des Deutschen Vereines vom hl. Lande fuhr am 14. März von Köln ab.



Ein Häuptlingsgrab.

einem großen Viehstand. Wir wollen hier nur erinnern, wie P. Viever bei den benachbarten Araberstämmen, die ihn ungemein verehren, seelsorglich thätig gewesen ist. Ihm ist es gelungen, fünf gut besuchte Schulen in der Umgebung von Tabgha zu gründen, die alle für die Erziehung und den Unterricht der männlichen Jugend der umliegenden Dorfschaften wirken. Für die Befehrung der mohammedanischen Bevölkerung gibt es, wenn überhaupt kein anderes Mittel, als die allmähliche Heranziehung der Jugend, da die Erwachsenen wegen des Fanatismus und der Verfolgungswuth ihrer Angehörigen es kaum

Die in Köln einsteigenden Pilger hatten sich des Morgens 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im hohen Dome vor dem Altare der hl. Drei Könige versammelt, um der hl. Messe beizuwohnen und durch die hl. Communion sich auf die fromme Reise zu stärken. Der Mittagsszug brachte sie über Luzern, Mailand und Ancona nach Loretto, wo sie das Heilige Haus von Nazareth besuchten. Die Reise gieng alsdann über Brindisi nach Griechenland mit zweitägigem Aufenthalte in Athen. Vom Piräus führte sie der ägyptische Dampfer nach Alexandrien. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Kairo gieng die Reise über Port-Said nach Jaffa

und Jerusalem. Das hl. Land wird zu Pferd durchquert und nachdem Galiläa besucht ist, wird Syrien mit Damaskus und den herrlichen Ruinen von Baalbek besucht, worauf der weitere Weg mit dem Dampfer der kleinasiatischen Küstenwelt entlang nach Konstantinopel führt. Die Rückreise geht über Sophia, Budapest und Wien. — Die zweite Karawane gieng am 17. April nach Mitternacht von Köln ab und kehrt am 5. Juni heim.

Wie viel Mohammedaner gibt es? Die ottomanische Regierung veranstaltete in jüngster Zeit eine Enquete über die Anzahl der Anhänger des Islams. Nach den Ergebnissen derselben beträgt ihre Zahl in runder Summe 197 Millionen. Hievon entfallen auf die europäische Türkei 18, auf Kleinasien und Indien 99, auf China 20, auf Nord- und Nordostafrika 36 und auf verschiedene andere Länder 23 Millionen. Dem Percentfaze nach finden sich die meisten Anhänger des Islams in Persien (99%), während der Zahl nach die meisten (etwa 45 Millionen) im englischen Kaiserreich Indien leben. Nach diesem Resultate dürften demnach die Mohammedaner, von denen, nebenbei bemerkt, es in Amerika und Australien keine gibt, etwa 14—15 Percent der Gesamtbevölkerung der Erde ausmachen.

Wie die Diebe im Sudan ihr Handwerk ausüben. Einem Briefe des hochw. P. Vanholzer aus Omderman, entnehmen wir folgendes: Ganz besondere Vergünstigungen gibt den Dieben im Sudan der Umstand, daß beinahe alle Häuser und Hütten aus Lehm gebaut sind. Sie brauchen da weder Dietrich, noch Hammer und Brecheisen. Es genügen ein paar Gerben (Ziegenfelle) voll Wasser und ein wenig Geduld und Schläuheit. — Kürzlich wurde in einem Hause in Omderman eingebrochen und verschiedene brauchbare Dinge davongeschleppt. Die Diebe waren ihrer zwei. Einer brachte Wasser in einer Gerbe, der andere ließ das Wasser aus der Gerbe an der Mauer des Hauses herunterrieseln, und arbeitete mit der Hand die durch das Wasser weichgewordene Erde weg. Nachdem ein genügendes Loch in die Mauer gebohrt war, arbeitete sich der „engherzigere“ der Gesellen durch dasselbe, um seine Aufgabe schnell zu beginnen und zu erledigen. Dann wurde das Loch wieder mit der herausgenommenen feuchten Erde zugemacht, und dem Hause sah man am andern Tage so wenig an als den Dieben, die es bestohlen. Der Hausbesitzer allein sah des andern Morgens die Dinge, die geschehen und nicht mehr da waren.

Die liebe Negerjugend. Auch der Neger hat während der Jugendzeit seine schönsten Tage; ein afrikanischer Wollkopf macht sich freilich auch

in späteren Jahren nicht so viele Sorgen, wie die gleichalterigen civilisierten Menschenkinder, aber in Jugendjahren lebt er doch noch sorgloser als später. Mit sechs bis sieben Jahren sind die Knaben schon ganz wackere Jungens; da ist die Negerhütte freilich viel zu klein, um ihrem bunten Treiben zu genügen. Doch an Raum fehlt es nicht, die Negerhütten sind weit genug auseinandergelagert, daß für Spiele hinlänglich Platz ist, und erst die große Wildnis, welche allenthalben die Negerhütten und Dörfchen umschließt. Dahin eilen die barfüßigen Schnellläufer, besonders wenn sie hoffen können, dort etwas für den Magen zu erhaschen. Im December und Januar sprossen frische Kräuter aus der neubelebten Erde; der Negerjunge wählt geschickt die besten aus, bringt sie in einem kleinen Töpfchen mit Wasser an das Feuer, und wenn es ihm gar gelingt, noch ein Körnchen Salz zu mausen, dann lacht ihm das Herz im Leibe ob des köstlichen Gerüchtes. Im Februar und März gibt es viele Waldfrüchte, welche allerdings wegen Härte und Rauheit nur für den Negermagen bestimmt scheinen. Die Monate April, Mai und Juni locken die Knaben mehr in die bebauten Felder, denn um diese Zeit hat sich die Wildnis mit einer unheimlichen Menge hohen Grases bedeckt, in den angebauten Feldern aber ist der Mubindi zur Reife gelangt und unter dem Matama gibt es eine Sorte, die zwar keine gute Kernfrucht ist, aber wegen ihres dicken Stengels, der gleich dem Zuckerrohr ein weiches, süßes Mark enthält, von den Negern sehr gesucht ist. Im Juli und August wird das Gras in der Wildnis welk und dürr und dem Feuer übergeben, da ist es ein lieber Zeitvertreib der Jungen, die Matten zu erjagen und auszugraben, welche wieder treffliche Mahlzeit liefern. In den späteren Monaten wird dann mit Pfeil und Bogen auf die Vögel Jagd gemacht.

Die Banane. „Die Banane“, schreibt ein Missionär aus Uganda, „bildet im Leben unserer Neger ein unentbehrliches Element, sie ist ein Gewächs, das schon bei seiner Geburt ihm Dienste leistet und ihn selbst im Grabe nicht verläßt.“

Diese Pflanze kommt in drei verschiedenen Arten vor. Die eine Sorte nennen die Eingebornen „matoko“, eine andere „gonja“ und die dritte „mbidde“.

Die Matoko-Banane wird meistens gekocht gegessen. In die grünen Blätter der Pflanze wasserdicht eingewickelt und in einem ungebrannten Thontopfe im eigenen Dampfe gekocht, bietet diese Banane die tägliche Nahrung der Bagandas. Diese Nahrung hat alsdann viele Aehnlichkeit mit gestoßenen Kartoffeln. In den Geschmack kann aber der neugekommene Europäer sich nur sehr schwer gewöhnen. Diese Banane

ungekocht und mehrere Tage gepflückt, wird zucker-süß und ein angenehmes Obst zum Nachtisch. In der Sonne getrocknet, hält sie sich monatelang und dient somit jahraus jahrein zur Nahrung. Bei Krankheiten dient sie als wirksames Heilmittel und Pflaster.

Die Gonja-Banane wird gegessen, nachdem sie in heißer Asche gebraten wurde, und bildet das tägliche Brot der Eingebornen und Missionäre. Reis wird sie süßlich und kann als Zuckergewürz dienen. Getrocknet und gestoßen kann sie ein süßes Mehl liefern, wovon das Gebäck eine Ahnung europäischer Biscuits bietet.

Die Mbide-Banane liefert den guten Bananenwein (Mwenge). Ungegohren bietet derselbe schon ein süßes Tafelgetränk, nach seiner Gährung den so berauschenden Bananenwein, den man später in guten Essig verwandeln kann, gebrannt jedoch einen ziemlich starken Alkohol. Aber auch die Wurzeln und Stammtheil der Bananenpflanze dienen in Hungersnoth zur gewünschten Nahrung.

Die großen Bananenblätter aber liefern dem Kinde schon bei der Geburt zugleich Leinen, Windeln und

Wiege. Bringt man ein Kind zur hl. Taufe, so ist es in zwei Bananenblätter eingewickelt. Hat der Muganda nicht die nothwendige Kleidung aus Baumrinde, so ersetzt er sie aus Bananenblättern. Das getrocknete Bananenblatt dient ihm zum Lendengürtel, und hat er einen Hut, so besteht er aus dem geflochtenen Bananenblatt. Sein Teller und seine Tasse, ja sehr oft sein Kochtopf besteht nur aus einem Bananenblatt. Das trockene Bananenblatt dient ihm zum Flechten der Häuser und bietet ihm ein wasserdichtes, feuersicheres Dach. Der Bananenstock liefert auch noch reines Waschwasser und unsere tägliche Seife, die der Muganda künstlich zu verfertigen versteht. Bei dem Transport seiner Producte wird das trockene Bananenblatt ihm zum wasserdichten Packpapier, das an Schönheit und Dauerhaftigkeit dem europäischen Packpapier nicht nachgibt. Wiederum dient ihm das gewundene Bananenblatt dazu, Seile zu verfertigen, mit welchen er sein Schifflein bindet und die Nebelthäter fesselt. Zuletzt wird das Bananenblatt zum Sarge eines jeden Maganda; denn es will ihn ja selbst im Tode nicht verlassen



Uebersicht.

Eine Zusammenstellung der in den Missionsstationen vollzogenen Taufen und Ehen gibt ein getreues Bild in seinen Licht- und Schattenseiten über die heilsorglichen Erfolge.

Im apostolischen Vicariat des Sudan:

a) Assuan (gegründet 1895)

	Taufen:	Ehen:
1895:	" 10;	" —
1896:	" 18;	" —
1897:	" 63;	" —
1898:	" 98;	" 1
1899:	" 92;	" 2
1900:	" 80;	" —
1901: (bis 31. März)	16;	" 3
	<u>377</u>	<u>6</u>

b) Omderman-Chartum (gegründet 1899)

1899:	" 22;	" —
1900:	" 6;	" —
1901: (bis März:)	1;	" 1
	<u>29</u>	<u>1</u>

Im apost. Vicariate Egypten:

a) Gessira bei Kairo (gegründet 1888)

(eröffnet 1888):	Taufen:	Ehen:
1888—1900:	" 732; ¹⁾	" 28
1900—1901:	" 299; ²⁾	" 1
1901 (1. Jän.—31. März)	95;	" 2
	<u>1126</u>	<u>31</u>

b) Kairo

(seit Eröffnung bis 1900)	Taufen:	Ehen:
—	138;	— 17
1900—1901:	" 7;	" —
	<u>145;</u>	<u>" 17</u>

¹⁾ Darunter 526 Kinder in Todesgefahr getauft.

²⁾ Darunter 281 Kinder in Todesgefahr getauft.

